Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 164 (1996)

Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

KIRCHE

3/1996 18. Januar 164. Jahr

ISSN 1420-5041. Erscheint jeden Donnerstag

Vom Osten lernen ohne dem Westen den Rücken zu kehren Zur Weltgebetswoche für die Einheit der Christen ein Beitrag von Iso Baumer 29

Aufgehoben in weltweiter Gemeinschaft Von der Bischofsweihe in Rom berichtet Max Hofer 30

Erfahrungen im Bischofsdienst Ein nachdenklicher Rückblick des emeritierten Bischofs Hansjörg Vogel 32

Das Selig-Sein nicht erwarten, sondern tun 4. Sonntag im Jahreskreis: Mt 5,1–12a 33

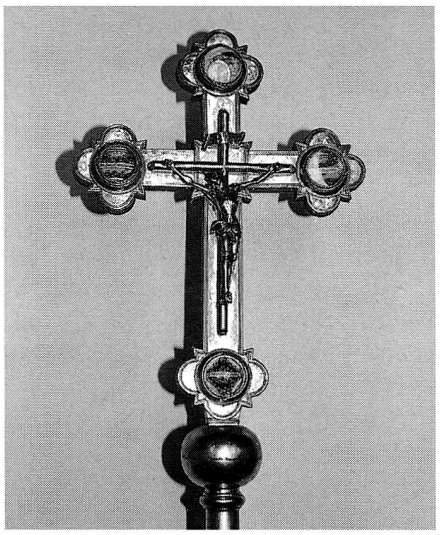
«Ohne Unterlass beten!» (1 Thess 5,17 – «Ohne Unterschied beten?» 39

Brücke zwischen Kunst und Kirche 40

Hinweise 40

Amtlicher Teil 41

Schweizer Kirchenschätze
Benediktinerinnenabtei St. Martin, Hermetschwil (AG), Pfarr- und Klosterkirche: Vortragekreuz (1532/40)



Vom Osten lernen ohne dem Westen den Rücken zu kehren

Widersprüchliche Haltungen

Hierzulande finden sich vor allem zwei Einstellungen zu den «östlichen Kirchen», die von ihrem Ursprung her, aber nicht nach ihrer heutigen Verbreitung mit Recht so genannt werden: entweder blendet man sie fast oder ganz aus, oder man hegt eine schwärmerische Liebe zu ihnen. Nur sorgfältige historische und systematische Kenntnisse und ein langer, von (durchaus nicht blinder!) Zuneigung getragener Umgang verhelfen hier zu einem ausgewogenen Urteil. Die Unkenntnis – oder, was schlimmer ist, das Halbwissen – trifft noch mehr die mit Rom in Communio stehenden Ostchristen: etwa die «griechisch»-katholischen Melkiten oder Ukrainer (nach dem griechischen oder byzantinischen Ritus so genannt, obgleich die Liturgiesprache schon längst nicht mehr griechisch ist).

Veraltetes Paradigma?

Ein weit verbreitetes Vorurteil lautet, die östliche Theologie habe seit dem Mittelalter oder gar dem Altertum keine Fortschritte mehr zu verzeichnen; sie repetiere unaufhörlich die alten Themen und Argumente. Das mag manchmal zutreffen (aber wohl nicht nur dort!), doch im grossen ganzen wird man sagen dürfen, dass die Ostkirche einfach ein anderes Verhältnis zur Theologie hat: erstens einmal ist diese noch ausdrücklich «Gotteswissenschaft» und darum eher vom Schweigen oder Lobpreisen als Debattieren und Schlussfolgern geprägt; zweitens aber, und das ist entscheidend, die Väter sind nicht überholte Paradigmata, sondern bleibende Gegenwart, aus der man lebt. Und was wäre denn eigentlich aktueller als Gott der Drei-Eine, der menschgewordene Gottessohn, Schuld und Befreiung, die Kirche, die Menschen, der Kosmos? Von der Bibel und den Vätern ausgehend, finden die orthodoxen Theologen durchaus Bezüge zur Aktualität, die weniger kurzlebig sind als manche brandneu bei uns reihum gehandelten Themen; so sind bei ihnen verheiratete Priester eine Selbstverständlichkeit, ebenso aber die Unwahrscheinlichkeit, wenn nicht Unmöglichkeit des Frauenpriestertums. Gegenüber allem Paradigmenwechsel würde die orthodoxe Theologie daran festhalten, dass wir das eine unüberholbare Paradigma in Jesus Christus haben, das bei uns gelegentlich zu entschwinden droht.

Die Liturgie

Man hört auch bei uns, die am ehesten bekannte «Liturgie nach dem heiligen Johannes Chrysostomus» sei von diesem Kirchenvater im

4. Jahrhundert «gestaltet» worden und seither unverändert geblieben! Abgesehen davon, dass Johannes Chrysostomus wohl die in seiner Heimatstadt Antiochien übliche Liturgie an seinen Erzbischofsitz in Konstantinopel gebracht und vielleicht einiges daran behutsam geändert hat, gab es noch manche gegenseitige Beeinflussungen, bis die heutige Liturgieordnung feststand; entscheidenden Einfluss hatte der Buchdruck und damit die Fixierung der liturgischen Texte. Lernen aber kann man sehr wohl, wie man das Gleichgewicht zwischen liturgischer Ordnung und damit gegebener Freiheit bewahren kann; wenn die Orthodoxen hierin ängstlicher sind, so nicht zuletzt wegen des katastrophalen Eindrucks, den bei ihnen die diesbezügliche Willkür in den Westkirchen erweckt hat.

Man lässt sich in der Ostkirche Zeit für den Gottesdienst, er bildet ein Gesamtkunstwerk, das alle Sinne anspricht und Schöpfer und Schöpfung miteinander in Beziehung setzt; mit psychologischem Spürsinn nimmt er anthropologische Konstanten auf, ohne durchwegs unhistorisch-hieratisch zu werden. Die Gefahr ist nur, dass vor allem Aussenstehende sich im Ästhetischen erschöpfen; anderseits ist eine gewisse seelenlose Routine nicht immer von der Hand zu weisen; doch wurzelt die Liturgie im Leben der Kirche, das sehr stark vom Kampf gegen das Böse (Askese) geprägt ist, bei allem Jubel und Lobpreis inmitten der Not.

Der Doppelaspekt aller Liturgie ist gegenwärtig: Jesus Christus ruft die Gläubigen zur Feier von Leben, Tod und Auferstehung, das Volk rund um seinen Bischof (oder dessen Beautragten), an einem Ort zu einer Stunde: keine Rede von mehrfachen Gottesdiensten am gleichen Tag in der gleichen Kirche! Aus dieser Liturgie heraus empfängt der Christ seine Sendung in die Welt: die Liturgie (Dienst des Volkes am Volk) nach der Liturgie (Dienst des Volkes vor Gott). Die soziale Komponente ist in der Ostkirche vielleicht weniger ausgeprägt, aber nicht inexistent; wohl weniger organisiert, dafür spontaner.

Das Kirchenbild

Wie bei der Liturgie, so wäre es auch bei der Ekklesiologie verfehlt, Fehlerscheinungen bei uns gegen die positiven Aspekte bei den andern aufzurechnen. Dennoch wäre ernsthaft das Modell mehrerer Patriarchate in der Weltkirche erneut, wie es schon im Konzil klar gefordert wurde, zu überdenken. Bischofsernennungen geschehen zwar auch in der Ostkirche nicht «durch das Volk», sondern bestenfalls durch die Bischofssynode, wo man aber die Kandidaten wohl besser kennt als in der Bischofskongregation in Rom. Und Bischofsersetzungen (was nicht gleich mit einer schimpflichen Absetzung zu verwechseln ist) geschehen leichter und unverkrampfter; wenn ein Bischof beim Volk wirklich nicht ankommt, findet sich bald einmal eine Lösung der verfahrenen Situation.

Die Dogmen von Vaticanum I harren bei uns immer noch der adäquaten Verwirklichung: hartnäckig wird beides (Unfehlbarkeit und Jurisdiktionsprimat) über die Massen ausgeweitet. Die Ostchristen, die orthodoxen und die unierten, messen die päpstlichen und kurialen Verlautbarungen betreffend Ökumene am Handeln des Papstes und der Kurie; man wird nicht sagen können, Rom habe in der Behandlung der schon unierten Christen immer eine glückliche Hand; die Orthodoxen jedenfalls fühlen sich in keiner Hinsicht verlockt, den schönen Worten allzu rasch zu trauen. Immerhin kann man die Verantwortlichen bei ihren Aussagen behaften. Wichtig aber ist, dass sich das Kirchenbild der Communio, der Koinonia, immer mehr durchsetzt, an der Perichorese

Kirche in der Schweiz

Aufgehoben in weltweiter Gemeinschaft

Im Petersdom hat Papst Johannes Paul II. am Hochfest der Erscheinung des Herrn Kurt Koch zusammen mit 13 weiteren Priestern aus aller Welt zum Bischof geweiht. Die über 150 Personen aus der Schweiz, darunter Vertreter der Schweizer Bischofskonferenz und als Vertretung der Diözesankonferenz Regierungsräte aus den Kantonen Solothurn und Jura, versammelten sich nach der Weihe in den Räumen der Schweizergarde zu einem festlichen Apéritif. Nach der Medienkonferenz und dem Mittagsmahl segnete Bischof Kurt Koch, gemäss einem Brauch am Fest der Epiphanie, Häuser und Wohnungen im Gardequartier. Am 7. Januar 1996 feierten die Pilger mit dem neuen Bischof von Basel das Fest der Taufe Jesu in einem Gottesdienst und erlebten in herzlicher Atmosphäre eine Audienz bei Papst Johannes Paul II. Der Vorort der Diözesankonferenz des Bistums Basel bekam Gelegenheit, mit Vertretern des Staatssekretariates in Kontakt zu treten.

■ Getragen vom Gebet der Gläubigen, besonders der bischöflichen Mitbrüder aus aller Welt

Während des Gesanges von Psalm 94, in den die mehreren tausend Gläubigen mit dem Vers «Venite, adoremus eum» jeweils einstimmten, zog der designierte Bischof von Basel, Kurt Koch, zusammen mit den 13 anderen Priestern, die die Bischofsweihe empfingen, in den Petersdom ein. Alle Weihekandidaten waren von zwei Diakonen begleitet, Kurt Koch von Gregor Tolusso, Zug, der im Sommer zum Priester des Bistums Basel geweiht wird, und von Stipe Brzovic-Pavlovic, Solothurn, der als ständiger Diakon die Pfarrei St. Marien leitet. Der Einzug der erwählten Bischöfe aus Peru, Italien, Brasilien, Lettland, Spanien, Nigeria, Mazedonien, Venezuela, der Ukraine und der Schweiz wurde abgeschlossen durch Papst Johannes Paul II., der von den beiden Mitkonsekratoren, Erzbischof Jorge Mejia von der Bischofskongregation und Erzbischof Re aus dem Staatssekretariat begleitet war.

In seiner Einführung wies Papst Johannes Paul II. auf den Gehalt des Festes der Erscheinung des Herrn hin und begrüsste in diesem Zusammenhang die neuen

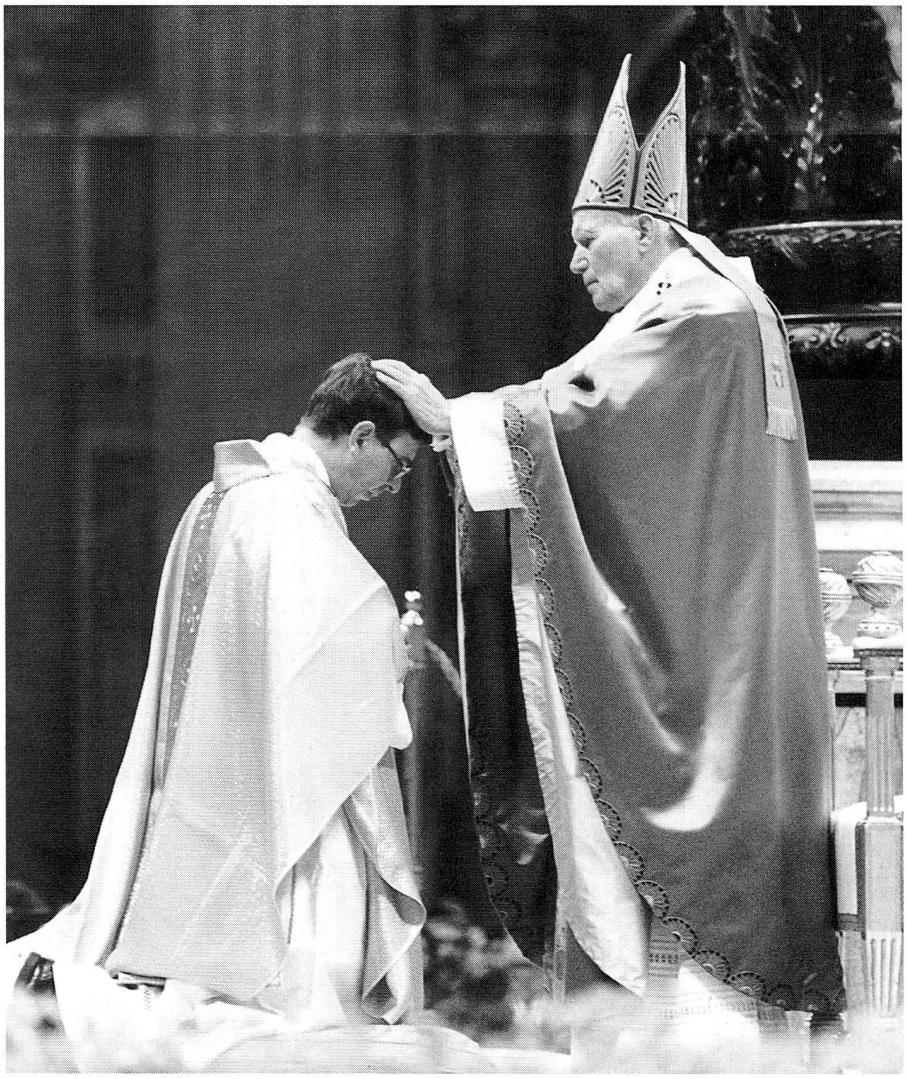
Bischöfe, die wie die Magier eingeladen sind, «in der ganzen Welt die Völker zu einer Familie zusammenzuführen». Nach den Eröffnungsriten trug im Wortgottesdienst eine Frau die erste Lesung (englisch), ein Laie die zweite Lesung (spanisch) und ein Diakon das Evangelium (lateinisch) vor.

Mit dem Gesang «Veni creator Spiritus» wurde die Bischofsweihe eingeleitet. Kardinal Gantin, der Vorsteher der Bischofskongregation, stellte Papst Johannes Paul II. die 14 Weihekandidaten vor, die anschliessend ihr Versprechen ablegten. Nach der Anrufung der Heiligen weihte Papst Johannes Paul II. durch Handauflegung und Weihegebet die 14 Priester zu Bischöfen. Eindrücklich war, dass 35 Kardinäle und 80 Bischöfe, darunter Diözesanadministrator Joseph Candolfi, sechs weitere Bischöfe aus der Schweiz und der Apostolische Nuntius in Bern, diesen Weiheakt mit der Handauflegung und Weihegebet mitvollzogen. Darnach überreichte der Papst selbst jedem einzelnen das Evangeliar (Symbol des Verkündigungsauftrages), den Ring (Zeichen der Treue zur Kirche), die Mitra (Zeichen für die anzustrebende Heiligkeit) und den Bischofsstab (Zeichen der Hirtensorge). Als die neugeweihten Bischöfe sich neben dem Papst aufstellten, brach spontan Applaus aus. Bischof Kurt Koch entbot den Friedensgruss Diözesanadministrator Joseph Candolfi. In Konzelebration feierten die Neugeweihten mit dem Papst den zweiten Teil der festlichen Messe.

In diesem Weihegottesdienst im Petersdom war für Kurt Koch eine der wichtigsten Erfahrungen das Gefühl, vom Gebet mehrerer tausend Gläubigen und vieler Mitbrüder im bischöflichen Dienst aus der ganzen Welt getragen zu sein. Damit wies der neue Bischof von Basel auch auf die Homilie des Papstes hin, die mit dem Satz beendet wurde: «Christus ist uns erschienen, kommt, wir beten ihn an.» Ferner betonte Papst Johannes Paul II., dass das Geheimnis der Menschwerdung Gottes letzten Endes nur im Glauben «begriffen» werden kann. «Jeder Bischof ist Diener der Geheimnisse Gottes», in denen sich Gott selbst offenbart, und sucht, alle in der Gemeinschaft der Kirche auf den Glaubensweg zu führen.

■ Miteinander in der Kirche

Am Tag nach der Bischofsweihe, am Fest der Taufe Jesu, feierten Gläubige, Laienseelsorgerinnen und -seelsorger, Diakone, Priester und Bischöfe aus dem Bistum Basel mit ihrem neuen Diözesanbischof im Campo santo Teutonico Gottesdienst. In seiner Homilie wies Bischof Kurt Koch darauf hin, dass aufgrund der Taufe eine fundamentale Gleichheit, ein Miteinander in der Kirche besteht. Grundgelegt ist diese durch das Beispiel Jesu, der sich selbst taufen liess. Diese Gleichheit in der Diözese, zwischen den verschiedenen Diözesen und in der Weltkirche ist Grundlage für den Aufbau des Leibes Christi.



der drei Personen in der Trinität das Modell nehmend. Jede Kirchenstruktur zahlt ihren Preis; eine Einigung aber könnte uns vermehrt und vertiefter lehren, auf wie viele Weisen der Glaube, die Feier, das Kirchesein, der Alltag gelebt werden können.

Ich möchte also dafür plädieren, dass man Ökumene wirklich weit genug fasst und die Ostkirchen respektvoll mit einbezieht; dass man ihre Erfahrungen mit dem Islam berücksichtigt, wenn man sich in begeisterte Religionsgespräche einlässt; dass man endlich aufhört, Patriarchen der Ostkirche zu Kardinälen zu degradieren, die doch sozusagen das Domkapitel des Bischofs von Rom bilden und keineswegs Organe der Weltkirche sind; dass man ihnen nicht Rechtsvorschriften auferlegt, die aller Tradition ins Gesicht schlagen. Wir aber können durch Lektüre (z. B. der reichhaltigen Zeitschrift «Der Christliche Osten») den Horizont weiten und in Gebet und Feier der Liturgie die geistlichen Güter der Ostkirche uns anverwandeln und fruchtbar machen. *Iso Baumer*

Iso Baumer ist Gastprofessor für Ostkirchenkunde an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ü. und Generalsekretär der Catholica Unio Internationalis

Auch der Bischof ist darin eingebunden gemäss dem Wort des Heiligen Augustinus: «Mit euch bin ich Christ. Für euch bin ich Bischof.» Sowohl das «mit» wie das «für» muss ein Bischof leben, selbst wenn dies oft eine Gratwanderung ist. Wenn ein Bischof nur «mit» lebt, geht er unter, wenn er nur «für» lebt, hängt er in der Luft. Darum steht und fällt eine Diözese und ihr Bischof damit, «dass wir uns immer neu auf die Wirklichkeit der Taufe zurückbesinnen».

■ Enge Horizonte öffnen

Wenn selbstverständlich gute Gründe für die Weihe eines Diözesanbischofs in der eigenen Diözese sprechen, kann nach der Bischofsweihe von Kurt Koch in Rom nicht mehr geleugnet werden, dass durch ein solches Ereignis «die manchmal engen Horizonte des Bistums Basel heilsam geöffnet werden» (Bischof Koch). Dafür genügt eigentlich schon die Tatsache, dass zusammen mit Bischof Kurt Koch drei lateinamerikanische, ein afrikanischer und neun europäische Priester die Bischofsweihe empfingen, darunter zwei aus Lettland, was der Papst als «historisches Ereignis» einstufte.

In den Rahmen der Öffnung gehörte auch die sehr gut besuchte Medienkonferenz, an der der neue Bischof von Basel Fragen beantwortete. Wohl auch ein «historisches Ereignis», wenn ein Basler Diözesanbischof im Vatikan sich im Gespräch mit der Öffentlichkeit zu kirchlichen Fragen äussert, die nicht nur die Bistumskirche betreffen. So meinte Bischof Kurt Koch zum Beispiel: «Überspitzt gesagt, ist Eheseelsorge heute noch oft zu einer Eheabschlussseelsorge geworden. Wir sollten aus der hohen Zahl der Scheidungen lernen. Eheseelsorge ist in erster Linie nicht Aufgabe der hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger. Es kommt sehr viel auf die Sorge der Ehegatten füreinander an. Viele Ehen scheitern, weil die Ehegatten mit sich allein gelassen sind. Wenn sie aber in Gemeinsamkeit mit anderen Paaren stehen, finden sie oft neue Wege aus der Krise.» Auf die Frage, was der neue Bischof gegen die Gefahr eines gewissen Provinzialismus im Bistum Basel zu tun gedenke, meinte Kurt Koch: «Für mich ist es ein grosses Anliegen, die Kontakte zu den Bischöfen in Europa neu zu knüpfen oder bereits bestehende zu intensivieren. Viele haben ähnliche Probleme wie wir, darum halte ich einen Austausch, eine Partnerschaft für sehr wichtig. Das bedeutet nicht so sehr Geld, sondern Gastfreundschaft. Ich denke etwa an einen Austausch mit anderen Bischöfen. Der manchmal in unserem Bistum anzutreffenden Kleinkariertheit sollte man mit der Offenheit darüber begegnen, was es an Schönheit in dieser Welt gibt.» Auf eine entsprechende Frage über seinen Vorgänger im bischöflichen Dienst, Hansjörg Vogel, antwortete Kurt Koch: «Von der Pastoral her kann ich zu wenig beurteilen, ob der Rücktritt von Bischof Hansjörg Vogel, wie gefragt worden ist, noch ein Problem ist. Dieses Urteil setzt einen Dialog mit Seelsorgern/Seelsorgerinnen und Gläubigen voraus, den ich noch nicht in genügendem Mass führen konnte. Persönlich bin ich aber für alles offen, was Bischof Hansjörg Vogel im kirchlichen Dienst leisten kann und will. Allerdings möchte ich ihn aber in keiner Weise zu seinem Entscheid drängen.»

Im übrigen war die Durchführung dieser Medienkonferenz und die Begleitung der zahlreichen Journalistinnen und Journalisten nur dadurch möglich, dass der diözesane Informationsbeauftragte des Bistums Basel durch Hans-Peter Röthlin, Untersekretär des Pontificio Consiglio delle Comunicazione Sociali im Vatikan voll unterstützt wurde.

■ Kurt Koch – «unser Bischof»

Am festlichen Mahl nach der Bischofsweihe drückte der Vizepräsident der Schweizer Bischofskonferenz, Bischof Ivo Fürer, vor allem seine Freude darüber aus, «dass unsere Bischofskonferenz wieder langsam aufgefüllt wird. Dabei ist bemerkenswert, dass nicht nur eine Einheit mehr dazu kommt, sondern die Konferenz eine qualitative Steigerung durch den neuen Bischof erhält.» Der Vertreter des Vororts der Diözesankonferenz, Regierungsrat Peter Hänggi, fasste seine Gefühle über Wahl, Bestätigung und Weihe kurz so zusammen: «Wir stehen voll hinter Ihnen; Sie sind unser Bischof, was sicher auch bei der Feier des Amtsantritts am 23. Februar 1996 zum Ausdruck kommen wird.»

Max Hofer

Domkapitular Dr. theol. Max Hofer ist Informationsbeauftragter des Bistums Basel

Erfahrungen im Bischofsdienst

Verschiedene Beobachtungen während der kurzen, aber intensiven Zeit, in der Hansjörg Vogel als Bischof von Basel wirken konnte, haben ihm Fragen, die er schon länger hegte, verschärft gestellt. In einem nachdenklichen Rückblick möchte er auf zwei Fragenkreise eingehen, mit denen er sich besonders auseinandergesetzt hat. Es handelt sich um die Suche nach einer Sozialform der Kirche, deren theologisches Profil dem II. Vatikanum besser entspricht, und um die schwierige Situation der Hauptamtlichen im Dienste der Diözese Basel. Bischof Kurt Koch, sein Nachfolger, hat gewünscht, dass er diese Gedanken in der SKZ veröffentlicht. Sie wollen vor allem für die Seelsorgerinnen und Seelsorger eine Ermutigung sein, realistisch, aber mit Zuversicht im kirchlichen Dienst zu stehen.

1. Die Kirche als Heilssakrament – eine theologische Vision und die Grenzen ihrer Umsetzung

■ 1.1 Die Diskrepanz zwischen der Ekklesiologie des II. Vatikanums und unserer Erfahrung der kirchlichen Realität

Unverzichtbarer Ausgangspunkt für das Selbstverständnis der Kirche ist die sakramentale Sicht, wie sie im Vatikanum II (vor allem in der Kirchenkonstitution «Lumen gentium») zum Ausdruck kommt: «Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heisst Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit» (LG 1). Mit diesem knappen Satz ist in meinen Augen das Zentrale des Kirchenverständnisses des II. Vatikanums zusammengefasst. Kirche ist als «Zeichen und Werkzeug» eine sichtbare und erfahrbare Grösse, in der die Glaubenswirklichkeit als personale Beziehung zu Gott und zu allen Menschen gegenwärtig ist. Als Sakrament ist Kirche nicht Selbstzweck, sondern sie steht im Dienst am Heil, das weit über sie hinausgeht. Dieses Bewusstsein muss meines Erachtens Grundlage unseres Nachdenkens über den Sinn der Kirche sein. Es kann dabei nicht darum gehen, die Kirche ängstlich selber retten und ihren Bestand wahren zu wollen. Es geht vielmehr darum, aus einer engagierten Gelassenheit des Glaubens heraus zu fragen, wie sie ihrem Sinn besser entsprechen kann.

Wenn *Kirche als Sakrament* bezeichnet wird, so wird damit auch ausgedrückt, dass sie nicht aus spontanem Eigenwillen der

Das Selig-Sein nicht erwarten, sondern tun

4. Sonntag im Jahreskreis: Mt 5,1–12 a

Kein Wunder, dass im Matthäusjahr auch die Matthäusfassung der Bergpredigt in der Liturgie einen angemessenen Raum findet. Vom vierten bis neunten Sonntag im Jahreskreis sollen Teile daraus gelesen werden. Der achte und neunte Sonntag werden jedoch «verschluckt» von den Festen Pfingsten und Dreifaltigkeit, so dass nur noch vier Bergpredigt-Sonntage übrig bleiben.

Die Bergpredigt als Ganzes ist eine matthäische Konstruktion. Sie darf als so etwas wie eine *Grundwerterklärung* der Kirche angesehen werden. Wir möchten statt Kirche jedoch lieber Jüngergemeinde sagen, weil das Wort Kirche zu stark mit gewordenen Strukturen aufgeladen ist.

Die feierliche *Einleitung* mag diese Deutung bestätigen. Jesus «setzte sich – als Lehrer – und seine Jünger traten zu ihm. Dann begann er zu reden und lehrte sie.»

Die Seligpreisungen (5,13–12) sind eine Art Ouverture. Es folgen:

5,13–19: die Jüngergemeinde in ihrer Beziehung zur gesamten menschlichen Gesellschaft und jene zum bisherigen Gottesvolk.

5,20–48: die bisherigen Gebote des Dekalogs bleiben; doch müssen sie in der Jüngergemeinde vertieft, verinnerlicht und neu motiviert werden.

6,1–18: die religiöse Praxis muss in der Jüngergemeinde neue Formen erhalten.

6,19–7,12: die Jüngergemeinde darf sich auf Gott als sorgenden Vater verlassen.

7,13–27: sie hat in Jesus den einzigen verbindlichen Lehrmeister.

Die Seligpreisungen in sich sind noch einmal eine eigene matthäische Konstruktion. Das wird offenbar im Vergleich mit der kürzeren und vielleicht ursprünglicheren lukanischen Form 6,20–26. Jeder Satz ist bei Matthäus gleich gebaut. Das mag dann den Eindruck erwecken, als ob Diesseits und Jenseits klar getrennt wären; das Verhalten im Diesseits erhält seinen entsprechenden Lohn im Jenseits. So kann es aber nicht gemeint sein. Die futurische Form des je zweiten Teiles der Sätze muss ja gar nicht heissen: «später einmal». Auch die Gesetze des Dekalogs kommen in diesem Futur daher und werden dann übersetzt mit: «Du sollst», und nicht mit: «Du wirst». Also darf auch hier übersetzt werden. Dann sind es nicht mehr Vertröstungen auf das Jenseits, sondern Aufträge an die Jüngergemeinde, die innerhalb derselben zu verwirklichen sind.

Wenn aber die acht Seligkeiten die Jüngergemeinde meinen, so kann darin auch ein Hinweis sein, dass es innerhalb derselben verschiedene *Charismen* geben darf und soll: Es gibt Jünger, die auf alles irdische Haben verzichten und arm sind; solche, die die Gabe der Tröstung haben; solche, die durch Sanftmut alle Widerstände besiegen; solche, die sich jeder Not annehmen; solche, die Frieden stiften... Das mag gemeint sein, wenn die acht Seligkeiten an Allerheiligen gelesen werden. Es ist ein leichtes, für jede Seligpreisung einen spezifischen Heiligen oder eine Heilige zu finden und vorzustellen.

Oder man kann die Seligpreisungen auch als Kommentar zum Leben Jesu sehen. Wir bleiben für einmal bei der Deutung: es sind Aufträge an die Jüngergemeinde. In diesem Sinn versuchen wir nun, losgelöst vom Schema, das Matthäus sich selber gesetzt hat, die Seligpreisungen einzeln zu übersetzen und zu deuten.

Die arm sind vor Gott. Es ist gut für euch Jünger, wenn ihr arm seid, freiwillig oder durch die Lebensumstände. Ihr seid dann eher offen für Gottes Wirken an euch. Gottes Herrschaft kann dann bei euch zum Durchbruch kommen.

Die Trauernden. Wer schwere Schicksalsschläge erlitten hat und darüber nur schwer hinwegkommt, soll in eurer Gemeinschaft echten Trost und Hilfe finden.

Die keine Gewalt anwenden. Das Wort von den «Sanften» sei – so meinen manche – aus Psalm 37,11 herübergenommen worden. Es wird jetzt übersetzt mit «die Gewaltlosen» und kommt damit einem heutigen Trend entgegen. Schade! Denn sanft sein schliesst wohl das negative «keine Gewalt anwenden» ein, sagt aber doch bedeutend mehr aus. Etwa so: Seid sanft im Umgang mit den Menschen und mit den Dingen. Dann gehören sie euch mehr als dem, der sie rechtlich als Besitz beansprucht. (So etwa wie eine Rose oder ein Tier dem mehr gehört, der sanft mit ihr/mit ihm umgeht.)

Die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Pioniere sein einer grösseren sozialen Gerechtigkeit steht den Jüngern Jesu wohl an. Noch eher aber ist hier Gerechtigkeit im Sinne von Heiligkeit gemeint. Also: Jünger, die Tag und Nacht sich ausstrecken nach der Einung mit Gott – wir nennen sie auch Mystiker –, können oft schon hier auf Erden die Umarmung Gottes erleben, ihre «lechzende Seele wird gesättigt» (Ps 107,9); sie sagen: «Wie ein kleines Kind bei der Mutter ist meine Seele still in mir» (Ps 131,2).

Die Barmherzigen. Es darf in der Jüngergemeinschaft keine Not geben, die nicht barmherzige Helfer findet, und keine Schwäche, die nicht einem barmherzigen Urteil begegnet.

Die ein reines Herz haben. Jünger, die lauter sind und ganz ohne jegliche Arglist, sind auch durchsichtig auf Gott hin. Sie sehen mit Leichtigkeit Gott in den Mitmenschen und in den geschaffenen Dingen.

Die Frieden stiften. Natürlich wird es auch in der Jüngergemeinde Spannungen geben. Dafür gibt es aber auch die Friedenmacher; sie zaubern die Spannungen nicht weg, sondern machen sie fruchtbar für das Ganze.

Die verfolgt werden. Wenn ihr in der Nachfolge Jesu bei Aussenstehenden Anstoss erregt, nicht verstanden und dann angegriffen werdet, so könnt ihr am ehesten gewiss sein, dass ihr im Reich Gottes seid. *Karl Schuler*

Der als Seelsorger tätige promovierte Theologe Karl Schuler, der 1968–1983 Mitredaktor der SKZ und 1972–1982 Bischofsvikar war, schreibt für uns regelmässig einen homiletischen Impuls zu den jeweils kommenden Sonntags- und Festtagsevangelien

Menschen, sondern aus dem sammelnden Ruf Jesu Christi und des Hl. Geistes stammt. Jesus Christus ist nach dem Konzil das Ursakrament, das sichtbare und wirksame Zeichen der Gegenwart Gottes in der Geschichte. Das ist das Faszinierende am Leben, Sterben und Auferstehen Jesu: In der konkreten Begegnung mit ihm begegnen die Menschen der heilenden und befreienden Gegenwart Gottes. Dieses Prinzip der Konkretheit, wie sie uns im Geheimnis der Inkarnation entgegen-

kommt, gilt in analoger Weise auch für die Kirche. Die konkrete und auch institutionelle Seite der Kirche ist in Zusammenhang mit dem sakramentalen Verständnis der Kirche zu sehen. Aus diesem Grund kann die Kirche nicht Organisationsformen der Gesellschaft direkt übernehmen. Sie wird nie eine «Demokratie» sein, die sich ihre Verfassung selber gibt und mit Mehrheitsbeschluss beliebig verändern oder abschaffen kann. Sie kann auch keine «Diktatur» sein, in der die Leitung willkürlich nach eigenem Gutdünken entscheidet. Die Kirche hat von Jesus Christus her eine bleibende und verbindliche Vorgabe, die in jede Zeit hinein neu übersetzt werden muss.

Um ihre Identität zu wahren, ist die Kirche bleibend an ihren Ursprung in Jesus Christus rückgebunden. Es geht dabei um das Bekenntnis des gekreuzigten und auferstandenen Jesus Christus. Darin findet der christliche Glaube seine Identität (vgl. die alten Glaubensbekenntnisse – vor allem in 1 Kor 15,3–5). Diese Identitätsfindung wird von der strukturierten Gemeinschaft der Kirche durch die Geschichte getragen und sowohl in den Sakramenten (besonders Taufe und Eucharistie), als auch durch das Leben im Geiste ausgedrückt. So helfen institutionelle Formen mit, die Botschaft vom Heil möglichst unverfälscht im Laufe der Geschichte zu verkünden.

Zutiefst gründet die Identität durch die Geschichte nicht im menschlichen Tun, sondern in der Zusage der bleibenden Gegenwart Jesu Christi durch seinen Geist im Wort und im Sakrament. Wenn sich die Gemeinde im gemeinsamen Glauben an das Wort Gottes und an seine Gegenwart versammelt, kann sie sich selber finden.

Die institutionelle Seite der Kirche schafft jedoch nicht nur Einheit mit dem Ursprung des christlichen Glaubens mit Jesus Christus. Durch die Institution wird auch der Zusammenhang zwischen der Gegenwart der Glaubenswirklichkeit und der einen universalen Kirche gesellschaftlich greifbar. Aus dieser Sicht wird deutlich, dass die institutionelle Seite der Kirche nicht einfach eine Frage der Organisation, sondern auch eine Frage ihres theologischen Gehaltes ist.

In den letzten Jahren wird häufig von den Grundfunktionen der Kirche gesprochen. Dabei ist zu beachten, dass die einzelnen Vollzüge nicht isoliert und gegeneinander ausgespielt werden. Diakonie ist nicht eine Alternative zu Liturgie und Verkündigung. Alle drei sind aufeinander verwiesen und wollen in die doppelte Dynamik nach innen (auf Gemeinschaft/Koinonia) und nach aussen (in die Sendung/Missio) geführt werden. Eine reflektierte Sicht dieser Grundvollzüge hilft uns, den Blick von der eigenen Nabelschau weg immer mehr einerseits auf den von Jesus Christus gestifteten Auftrag und andererseits auf den Dienst der Kirche an der Gesellschaft hin zu öffnen. Ich denke an die Vermittlung der hoffnungsstiftenden Glaubensbeziehung zu Jesus Christus, aus der das Engagement für eine gewaltfreie und solidarische Gesellschaft wächst. In diesem Sinn haben Glaube und Kirche immer auch eine politische Dimension. Dies steht in einem heilsamen Widerspruch zu den Privatisierungstendenzen der Religion in unserer Gesellschaft.

Die Identitätsfindung der Kirche durch den Geist in ihrem institutionellen Charakter geschieht nie spannungs- und konfliktfrei. Es gibt immer wieder Spannungen zwischen der persönlichen Glaubenserfahrung und der Realität des geschichtlich-konkreten sozialen Leibes der Kirche. Diese Spannung macht es nicht leicht zu glauben. Doch gehört es zum christlichen Glauben, dass die Begegnung mit dem dreieinen Gott ihren Nährboden und ihren sakramentalen Ausdruck in der konkreten kirchlichen Vermittlung findet.

Die sakramentale Sicht der Kirche lässt sich in die religiöse Situation unserer Gesellschaft hinein nur schwer vermitteln. Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte und die religionssoziologische Forschung haben uns bewusst gemacht, dass das konkret gestaltete kirchliche Leben in verschiedener Hinsicht ein Spiegel der Gesellschaft ist. Die strukturelle Individualisierung unserer hochdifferenzierten Gesellschaft wirkt sich auch auf das religiöse Empfinden und Verhalten der Bevölkerung aus. Wer das kirchliche Leben in unserem Land beobachtet, findet die Ergebnisse der religionssoziologischen Untersuchung «Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz»[1] bestätigt. So wandelt sich die Religiosität der Bevölkerung mehr und mehr in individuelle Glaubens- und Lebensformen. Die religiöse Identität ist nicht mehr vorgegeben, sondern muss von den einzelnen aufgebaut werden. In diesem Umfeld wird die Kirche immer weniger als umfassendes Heilssakrament erfahren. Sie wird in der nach Sektoren aufgeteilten pluralistischen Gesellschaft als eine Art «Freizeitagentur» gesehen mit einer gewissen Bedeutung im sozialen Bereich. Das Engagement der Mitglieder reduziert sich in vielen Fällen auf den «Jahresbeitrag» der Kirchensteuer. Man ist Kirchenmitglied, wie man zum WWF oder zur Rega gehören kann. Der Werbeslogan der Rega spiegelt auch eine verbreitete Einstellung zur Kirche wider: «Rega – gut, dass es sie gibt; besser, wenn man sie nie braucht!»

■ 1.2 Kirche – lebendiger Organismus oder verwaltete Organisation?

Die grossen von der Religionssoziologie festgestellten Trends können bis in die Pfarreien hinein wahrgenommen werden. Die Erfahrung zeigt, dass die Grenzen einer Pfarreigemeinschaft gerade in städtischen Gebieten oder in der ausgeprägten Diaspora immer enger werden. Sicher sind die Pfarreien in einer gewissen Weise Kristallisationskerne einer Glaubensgemeinschaft. Viele erfahren sich aber als kleinen Kreis, der immer kleiner wird. Die integrative Kraft einer Pfarrei – gerade im Stadt-Gebiet – ist sehr stark eingeschränkt.

Das allgemeine «Kirchengefühl» der Gesellschaft, das die Kirche mehr als eine Organisation und weniger als Glaubensgemeinschaft erfährt, erfasst zunehmend auch Kirchenmitglieder. Das Bewusstsein, zu einer weltumfassenden verbindlichen kirchlichen Gemeinschaft zu gehören, nimmt ab. Das Verständnis der Kirche als Gemeinschaft beschränkt sich für viele auf die direkt sichtbare und erfahrbare Gemeinschaft. Die Weltkirche wird oft nur über die Kategorie des Kirchenrechts wahrgenommen, das – wenn es nicht mit dem theologisch-sakramentalen Grund in Einheit gesehen wird – meistens als einengend empfunden wird. Dies kann den Eindruck erwecken, dass die katholische Kirche in unserm Land nach dem Konzil in ein neues Ghetto geraten ist. Der enge Milieukatholizismus konnte zwar aufgebrochen werden, doch reduziert sich das Leben der Kirche auf einen in sich geschlossenen Kreis, der leider oft zu stark mit sich selbst und mit dem Weiterbestand der kirchlichen Organisation beschäftigt ist. Dadurch hat die Kirche viel an Strahlkraft in die Gesellschaft hinein verloren.

Im Trend unserer Gesellschaft stelle ich auch in der Kirche (vor allem im deutschsprachigen Teil des Bistums Basel) eine Tendenz fest, die kirchlichen Aufgaben mehr und mehr an Angestellte zu delegieren. Es ist schwieriger als früher, Ehrenamtliche in den Pfarreien zu finden. Das hängt sicher auch mit der gesellschaftlichen Entwicklung der Rolle der Frau zusammen, die zunehmend erwerbstätig wird. Das Leben der Kirche wird aber auch von der Bereitschaft ihrer Glie-

[1] 1 A. Dubach, R. J. Campiche (Hrsg.), Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz, Ergebnisse einer Repräsentationsbefragung, Zürich, Basel 1993.

der – Frauen und Männer – abhängen, in ehrenamtlichen Aufgaben ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen und so in aktiver Weise in den Gemeinden mitzuleben. Da und dort taucht schon das Wort «Neoklerikalismus» auf, mit dem die Tendenz umschrieben wird, dass die Hauptamtlichen – Priester, Diakone und Laien – sich in der Arbeit und im Lebensstil von den Gemeinden isolieren.

In den letzten 25 Jahren hat die Kirche in unserm Land auf die Herausforderungen der gesellschaftlichen Entwicklung mit einem verstärkten Ausbau der kirchlichen Organisationsstruktur geantwortet. Viele neue Gremien und Arbeitsstellen sind entstanden. Die Religionssoziologie macht uns aber darauf aufmerksam, dass Ziele und Werte der Kirchen mit organisatorischen Mitteln allein nicht zu erreichen sind. Wenn die Organisation nicht mit Glaubensleben gefüllt wird, so bleibt sie hohl. Im Extremfall kann der Zustand des *«ekklesialen Atheismus»* eintreten, in dem der Betrieb weiter «funktioniert», aber die Frage nach Gott gar nicht mehr gestellt wird.

Ich beobachte verschiedene Kräfte, die in dieser Situation die pastoralen Anliegen aufgreifen möchten. In diesem Sinne entwickeln sich die kantonalkirchlichen Organisationen (Synoden) immer mehr zu einer pastoralen Handlungsebene. In Vorstössen werden pastorale Fragen gestellt und Forderungen erhoben. Durch regionale Arbeitsstellen wird die Pastoral mitbeeinflusst. In diesen Gremien sind meistens engagierte Laien, denen es nicht nur um Verwaltung, sondern vor allem um Seelsorge geht. Sie suchen oft nach Möglichkeiten, bei pastoralen Entscheidungen stärker mitzuwirken. Sie haben vielfach Schwierigkeiten mit den unübersichtlichen und langfädigen gesamtkirchlichen Entscheidungsprozessen. In einigen Bistumskantonen gibt es eine gute Zusammenarbeit mit dem entsprechenden reformierten Gremium, das sich als Kirchenleitung versteht. Das beeinflusst das Selbstverständnis der staatskirchenrechtlichen Gremien mit. Ihre tatsächliche Bedeutung übersteigt ihre Rolle der Bereitstellung der Infrastruktur bei weitem.

Vor diesem Hintergrund wird eine intensive Kommunikation der Bistumsleitung mit den kantonalkirchlichen Behörden immer wichtiger werden. Nur so kann auf Dauer vermieden werden, dass sich die einzelnen Landeskirchen auseinanderleben. Die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der Theologie und zur Vertiefung der Spiritualität muss vermehrt aufgenommen und in den grösseren kirchlichen Zusammenhang gestellt werden. Für die Solidarität mit der Bistums- und Weltkirche wird diese Haltung immer lebenswichtiger.

Die Grenzen im Verständnis der kirchlichen Gemeinschaft werden oft auch im Verhältnis zwischen der Fremdsprachigen-Seelsorge und der «einheimischen» Ortskirche sichtbar. Bei allen wertvollen Diensten der SKAF (Schweizerische katholische Arbeitsgemeinschaft für Ausländerfragen) und vieler Engagierter auf der Ebene der Landeskirchen oder grosser Kirchgemeinden erschweren die unterschiedliche Mentalität und das verschiedene «Kirchengefühl» eine tiefergehende Einfügung in die Ortskirche. Da und dort ist auch festzustellen, dass Kirchgemeinden und Landeskirchen zuerst bei den Fremdsprachigen sparen. Unsere staatskirchenrechtliche Struktur ist Katholiken aus dem Ausland nur schwer einsichtig zu machen. Gerade wenn ausländische Bürger in Kirchgemeinde und Landeskirche das Stimm- und Wahlrecht haben, kann es organisatorische Probleme geben, da staatskirchenrechtlich keine Doppelmitgliedschaft in einer Territorial- und einer Personalpfarrei möglich ist.

Auch bei den Kirchenaustritten stossen wir wieder auf das ungeklärte Verhältnis der staatskirchenrechtlich organisierten Körperschaft und der sakramentalen Gemeinschaft der Kirche. Inwiefern hat der Austritt aus der öffentlich-rechtlichen Körperschaft Folgen für die Zugehörigkeit zur Glaubensgemeinschaft, wenn es sich nicht um einen Glaubensabfall oder eine Konversion zu einer andern Religionsgemeinschaft handelt?

Die an vielen Orten zunehmende Zahl der Kirchenaustritte wird uns zu einer vertieften Reflexion dieser Problematik führen. Für den Aufbau einer neuen Sozialform der Kirche ist die Auseinandersetzung mit dieser Frage unerlässlich.

■ 1.3 Auswirkungen auf die Sakramentenpastoral am Beispiel Firmung

Beim aufmerksamen Hinhören auf Berichte aus den Firmvorbereitungen oder auf von Firmlingen gestaltete Liturgieteile geht klar hervor, dass Glaube und kirchliches Leben oft nur an einigen wenigen Punkten erfahren werden. Diese Schwierigkeit wird mit dem Heraufsetzen des Firmalters in keiner Weise behoben. Obwohl junge Erwachsene sich in einer gewissen Verbindlichkeit im Firmkurs auf Glaube und Kirche einlassen, geschieht durch die Firmung die glaubensmässige und kirchliche Sozialisation, wie sie dem Sakrament theologisch entspräche, meistens nur beschränkt. Trotzdem bin ich sehr dafür, die Möglichkeit der Firmung junger Erwachsener zu fördern. Dies wird solange gelingen, als wir in den Pfarreien Erwachsene finden, die bereit sind, ihren Glauben und ihre Zeit mit Jungen zu teilen. Die ganze Sakramentenpastoral wird zunehmend zu einer *«Kirche bei Gelegenheit»*. Dabei sind die Sakramente oft der letzte plausible Anknüpfungspunkt an das kirchliche Leben und zuwenig Ausdruck einer bewussten Etappe auf dem Glaubensweg.

Ich bin überzeugt, die Kraft der Kirche in unserer Gesellschaft wird in Zukunft auch davon abhängen, ob es uns gelingt, katechumenale Wege zu finden, die Menschen offen stehen, die sich ernsthaft mit dem Glauben an Jesus Christus auseinandersetzen möchten. Die Feier der Sakramente wird mehr und mehr einen längeren Glaubensweg voraussetzen. Dabei wird es wichtig sein, solche suchende Menschen im Glauben zu begleiten. Dies ist nicht nur eine Aufgabe der Hauptamtlichen, sondern einer lebendigen Glaubensgemeinschaft.

■ 1.4 Kommunikation und Communio

In den allermeisten Pfarreien wird von Seelsorgeteams und engagierten Gläubigen die Schwierigkeit der Glaubensweitergabe an die junge Generation als drückende Sorge empfunden. Es wird zunehmend schwieriger, im kirchlichen Rahmen mit Jugendlichen überhaupt in Kontakt zu kommen. Ohne Kommunikation ist auch kein Aufbau einer Gemeinschaft möglich. Dies erfahren auch viele regionale Stellen für Jugendseelsorge. Juseso als Treffpunkt, als Gesprächs-, Begegnungs- und Gottesdienstort hat an Anziehungskraft eingebüsst. Bei allen Schwierigkeiten ist auch auf positive Ansätze hinzuweisen. Grössere Veranstaltungen wie Entdeckungsnächte, Ranftnacht sind wertvolle Anlässe, die Jugendlichen Glaubens- und Gemeinschaftserfahrungen vermitteln können. Viele Jugendliche bleiben durch das Ministrieren in Gottesdienstnähe und engagieren sich im Rahmen der Jugendvereine, seltener auch in Jugendchören und Bands.

In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage des Religionsunterrichts neu. Was ist die Aufgabe des Religionsunterrichts an öffentlich-rechtlichen Schulen? Unter welchen Bedingungen kann er konfessionell kooperativ getragen werden? Inwiefern sind die Pfarreien in der Lage, Gemeindekatechese durchzuführen? Die Zielsetzung und die Form der Trägerschaft des Unterrichts haben viel mit der Sozialform der Kirche zu tun.

Für eine umfassende Kirchenerfahrung ist das Charisma der Orden und religiösen Gemeinschaften von unschätzbarem Wert. Eine Offenheit füreinander, ein lebendiger Austausch und das Bemühen um eine Konzentration der Kräfte wären unerlässlich (z. B. im Schulbereich oder in der Bewusstseinsarbeit für die Mission).

In der gegenwärtigen gesellschaftlichen Struktur kann die kirchliche Kommunikation nicht nur auf direkten Begegnungen und Gesprächen aufbauen, sondern muss vermehrt auch durch die verschiedenen Medien geschehen. Dabei ist sowohl die Präsenz in Printmedien wie in elektronischen Medien gefordert. Kircheneigene Medien (z. B. Pfarrblatt) sind von grossem Wert. Je nach finanziellen Mitteln, die zur Verfügung stehen, sollten sie gefördert werden. Doch ist auch ein kompetentes Engagement in andern Medien unverzichtbar, wenn die Kirche eine beeinflussende gesellschaftliche Kraft bleiben will.

Es sind heute viele religiös suchende Menschen anzutreffen, die in grosser Verantwortung ihr Glaubensleben gestalten möchten. In geistlicher Begleitung kann dieses Suchen gestützt werden. Es können Erfahrungen vermittelt werden, dass sich der Mensch direkt von Jesus Christus angesprochen weiss und einen von der Glaubensgemeinschaft getragenen Glaubensweg gehen kann.

In den letzten zwei Jahren wurde in verschiedenen Gremien des Bistums Basel die Idee eines «Diözesanen Ereignisses» entwickelt, das als Projekt in den verschiedenen Regionen und auf diözesaner Ebene einerseits eine Standortbestimmung ermöglicht und andererseits vor allem neue Perspektiven für das kirchliche Leben der Zukunft entwickelt. Im Zeitrahmen 1997/98 sollte dies durchgeführt werden. Eine Konzeptgruppe wurde zusammengestellt. Obwohl ich keine Ahnung habe, wie dieses Projekt «Bistumskirche auf dem Weg in die Zukunft» aussehen soll, war diese Idee ein Schwerpunkt meiner Arbeit im Bischofsamt. Ich bin überzeugt, dass Glauben und Kirche immer mehr über Erfahrungen vermittelt werden. Deshalb müssen Möglichkeiten geschaffen werden, dass suchende Menschen sich offen begegnen können, dass Engagierte von verschiedenen Orten sich treffen und erleben können, dass viele andere mit ihnen unterwegs sind. Ich hoffe, dass das Projekt «Kirche im Bistum Basel auf dem Weg in die Zukunft» mithilft, die Spontaneität im Glauben zu fördern und echte Kommunikation zu erfahren. Der kirchliche Schwung ist nicht zuletzt deshalb erlahmt, weil die spirituelle Grunderfahrung zu wenig trägt. Nur auf einem geistlichen Nährboden kann eine neue Sozialform der Kirche wachsen, die ihren sakramentalen Charakter neu erfahrbar werden lässt. Dadurch kann den Gläubigen mehr Freude am Glauben und Zuversicht für ihren Dienst in der Gesellschaft vermittelt werden.

Leider ist die Kommunikation zwischen der sogenannten Basis und der Kirchenleitung oft gestört. Gegenseitig werden Fragen nicht ernstgenommen. Auf verschiedene Postulate der Synode 72 (wie Diakonat der Frau, Weihe von Viri Probati, Pastoral der wiederverheirateten Geschiedenen) wurde noch nie richtig eingegangen. Dies führt bei vielen Gläubigen zu einem antirömischen Affekt, der wenig differenziert ist. Ich fürchte aber auch, dass verschiedene Verantwortliche der römischen Behörden die Lage der Kirche in unserer Gesellschaft zuwenig realistisch einschätzen. Wenn nicht eine verbesserte Kommunikation aufgebaut werden kann, die neue pastorale Lösungen ermöglicht, wird das Verständnis der umfassenden Sakramentalität der Kirche in unserm Land rapid abnehmen. Umgekehrt würde eine verbesserte innerkirchliche Kommunikation dazu führen, dass wir die echten Probleme der Kirche besser wahrnehmen und angehen könnten. «Rom» als Sündenbock für alle Schwierigkeiten würde relativiert. Die Hausaufgaben der Kirche in unserer Gesellschaft sind zu gross, als dass wir es uns leisten können, uns durch innerkirchliche Polarisierungen zu blockieren.

Wir werden in Zukunft vermehrt nach Gefässen suchen, in denen sich Glaubensgemeinschaft erfahren lässt. Verschiedene religiöse Bewegungen können in dieser Hinsicht eine gute Ergänzung zu den territorialen Strukturen der Pfarrei sein. Es besteht allerdings die Gefahr, dass sich diese abschliessen, elitär und eine Welt für sich werden.

■ 1.5 Chancen und Grenzen des Bischofsdienstes

Dass das Bistumsbewusstsein nicht einfach verschwunden ist, haben mir viele Reaktionen auf meine Wahl und während meiner Amtszeit gezeigt. Die Bischofsweihe wurde zu einer Art ermutigendem Bistumstreffen.

Nach meinen Erfahrungen ist der Bischof immer noch eine starke Identifikationsfigur. Bei allen kritischen Fragen nach einer neuen Sozialform der Kirche ist festzustellen, dass der Bischof ein Symbol der Einheit ist. Dies wird gerade auch im Konfliktfall, wenn die Einheit gestört ist, in schmerzlicher Weise deutlich. Ich durfte erfahren, dass das Amt des Bischofs bei Gläubigen eine gemeinsame Identität stützen und Gemeinschaft stiften kann. Bei Pastoralbesuchen habe ich mehrmals erlebt, dass durch den Besuch des Bischofs Menschen in einer neuen Kombination zusammenkommen und so eine weiterführende Zusammenarbeit entsteht. In der gegenwärtigen religiösen Situation der Gesellschaft ist diese Wirkung des bischöflichen Amtes nicht zu unterschätzen. Diese Chance sollte bewusst auch genützt werden.

Ich habe erfahren, dass der Bischof eine Projektionsfigur ist. Eigene Ängste, Frustrationen, aber auch Hoffnungen und Wünsche werden in den Amtsträger hineingelesen. Sie haben oft mit der konkreten Person des Bischofs kaum etwas zu tun. Dies gilt vor allem auch im innerkirchlichen Bereich. Durch Erwartungen, die sie rational selber als unerfüllbar sehen, wird auch von Seelsorgern und Gemeinden Druck auf den Bischof ausgeübt. Oft habe ich diesen Druck als Hilfeschrei verstanden, der zunächst auch mich selbst hilflos gemacht hat.

Es scheint mir eine zentrale Aufgabe des bischöflichen Dienstes zu sein, sich nicht nur den Schwierigkeiten des kirchlichen Lebens, die tatsächlich immer bedrückender werden, zu stellen, sondern die Menschen auch auf die vielen Hoffnungszeichen aufmerksam zu machen, die auf einen lebendigen Glauben hinweisen. Es ist sehr ermutigend, engagierten Menschen zu begegnen, die sich auch heute vom Glauben an Jesus Christus treffen lassen.

2. Kirchenkrise auch als Krise der «Hauptamtlichen»

Die Schwierigkeiten, denen die Kirche heute ausgesetzt ist, zeigen sich auch als Krise der Hauptamtlichen. Diese Krise hat viele Schattierungen und sie scheint sich in nächster Zeit sehr stark zuzuspitzen.

■ 2.1 Zerbrechliche Identität mit Folgen für die Befindlichkeit

Seit wir die Personalsituation im Bistum Basel im Rahmen der Dekanenkonferenz näher betrachtet haben, ist mir eine wachsende *Identitätskrise unter den*

Hauptamtlichen bewusst geworden. Sie trifft Priester, Diakone, Gemeindeleiter und -leiterinnen, Pastoralassistenten und -assistentinnen, Katechetinnen und Katecheten in analoger Weise. Alle stehen in Gefahr, sich über ihre äussere Funktionen und ihre Stellung im Gefüge der Kirche zu definieren. Dadurch erhalten das, was sie «tun dürfen», und vor allem die Grenzen ihres Auftrags einen grossen Einfluss auf ihr Selbstverständnis. Diese Sicht wird meistens durch die Reaktionen der Gläubigen noch verstärkt. Das Bewusstsein des persönlichen Anrufs durch Christus und das Verständnis des eigenen Dienstes als persönliche Form der Nachfolge stehen emotional nicht im Vordergrund. Wo kirchlicher Dienst nicht grundlegend aus einer Glaubensbeziehung geschieht, muss er früher oder später scheitern.

Die Tendenz des praktischen Selbstverständnisses in der Arbeit geht in eine andere Richtung. In der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung wird der kirchliche Dienst immer mehr «beamtet». Dies zeigt sich schon an der Sprache. Man spricht viel mehr als früher: Ich bin «angestellt» als Pastoralassistent. Ich habe eine neue Stelle als Pfarrer. Früher war man Pfarrer in einer Pfarrei oder ging als Vikar nach X. Das Leben wird auch bei Seelsorgern mehr und mehr in Sektoren aufgeteilt. Man unterscheidet immer mehr zwischen Freizeit und Beruf. So kann man oft hören: «Wenn ich keine bestimmte Aufgabe (‹Funktion›) habe, bin ich nicht im Gottesdienst.» Es wird nicht mehr als Wert angesehen, das Leben mit den Pfarreiangehörigen auch im Gottesdienst zu teilen.

Eine Gruppe, die in diesem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit verdient, sind die älteren Priester. Vieles von dem, was ihnen im Laufe ihres langen Dienstes am Herzen lag, kann heute nicht mehr gleich realisiert werden. Es kann sehr bitter sein, wenn die Frage quält, was ist aus all meinem Einsatz geworden (Unterricht, Predigten, Gesprächen, Sakramentenvorbereitung usw.). Viele leiden darunter, dass der Same, den sie gesät haben, nicht sichtbar aufgegangen ist. Die sinkende Zahl der Priester lässt sie oft bis ins hohe Alter an Seelsorgeposten bleiben. Oft müssen sie erfahren, dass sie für die Eucharistiefeier nicht mehr willkommen sind.

Eine weitere Gruppe unter den Hauptamtlichen, die sich zurzeit auf einer schwierigen Suche nach Identität befindet, sind die Frauen im kirchlichen Dienst. Der Herausforderung der feministischen Theologie in ihren unterschiedlichen Ausfaltungen ist nur mit einem längeren Klärungsprozess zu begegnen. Wie kann der christliche Glaube in seiner Identität eine frauengerechtere Form finden? Wie kann die Sicht der Frauen die Theologie und die Praxis der Kirche neu bereichern? Wenn in dieser Frage nicht ein vertieftes Problembewusstsein hilft, Verletzungen von Frauen mehr und mehr zu vermeiden, wird die Kirche in verhängnisvoller Weise Schaden leiden.

Ich stelle auch eine verbreitete Beziehungsnot unter Seelsorgerinnen und Seelsorgern fest. Die Schwierigkeiten mit dem Zölibat sind dabei nur ein Problem unter vielen andern. Unter Laienseelsorgerinnen und -seelsorger sowie ständigen Diakonen gibt es Krisen in der Ehe, zum Beispiel mit Aussenbeziehungen, die zu Scheidungen führen können. Homosexualität kommt unter Seelsorgerinnen und Seelsorgern in verschiedenen Formen vor. Viele versuchen mit Suchtverhalten (vor allem Alkohol) persönliche Probleme zu vergessen. Auf diesem Erfahrungshintergrund wird deutlich, dass die Ordination von Verheirateten nicht die Lösung für alle persönlichen Schwierigkeiten darstellt. Unsere Seelsorgerinnen und Seelsorger sind von der gesellschaftlichen Entwicklung mitbetroffen. So kommt es vor, dass Lebensentscheidungen nicht durchgehalten werden können, und dass das Leben im persönlichen Bereich schwere Brüche enthalten kann. In diesem Zusammenhang nimmt auch das Verständnis dafür ab, dass die persönliche Lebensform nicht einfach Privatsache ist, sondern mit der verbindlichen Gemeinschaft der Kirche etwas zu tun hat. Die bisherigen Richtlinien für den Einsatz in der Seelsorge scheinen mir nicht mehr zu genügen. Sie werden von den Gemeinden auch immer mehr unterlaufen. Wir müssen neue Wege finden, wie wir als Gemeinschaft mit Brüchen in der Biographie einzelner Menschen umgehen können. Schon in der Zeit der Ausbildung müssen diese Fragen direkter und offener angeprochen werden.

Praktisch die ganze Palette der kirchlichen Situation heute zeigt sich schon während der Zeit der Ausbildung. Besonders die neue Form der *Berufseinführung* im Bistum Basel konfrontiert die Teilnehmerinnen und Teilnehmer noch einmal sehr intensiv mit unserer kirchlichen Realität. Mir scheint der Aspekt der Begleitung der jungen Seelsorgerinnen und Seelsorgern dabei ein besonderes Augenmerk zu verdienen. Im übrigen zeigt die Berufseinführung – ähnlich wie die Pastoralkurse der letzten zwanzig Jahre –, dass ein grundsätzlicher Konsens über das Glaubens- und Kirchenverständnis, über die Beziehung zum eigenen Dienst und über den Glaubensausdruck des spirituellen Lebens nicht mehr einfach gegeben ist. Viel stärker als früher muss die verbindende Gemeinsamkeit heute in zum Teil heftigen Auseinandersetzungen miteinander errungen werden. In dieser Zeit wird mühsam und schmerzlich erfahren, wie die eigene Identität in der Seelsorge aufgebaut werden muss.

■ 2.2 Strukturelle Spannungen

Verstärkt wird die Identitätskrise durch den unproportionalen Einsatz der verschiedenen Dienste. Durch die abnehmende Zahl der Priester werden mehr und mehr Pfarreien von einem Diakon, einer Gemeindeleiterin oder einem Gemeindeleiter geleitet. Diese stossen sehr schmerzlich an eine Grenze in der Sakramentenspendung. Es gibt eine zunehmende Spannung, in der Seelsorgsverantwortung zu stehen und nicht selber die Vollmacht zu haben, den sakramentlichen Feiern vorzustehen. Dies bringt eine grössere innere Verunsicherung mit sich, als ich gedacht hätte. Es ist nicht nur für die Laien und Diakone im Seelsorgsdienst schwierig, mit der Spannung umzugehen, sondern auch für die Priester. Gottesdienste und Sakramente bekommen oft den Charakter der Selbstbestätigung. Ein Priester kann sich gegen eine regionale Koordination der Gottesdienste wehren mit den Worten: «Ich lasse mir meine Messe nicht nehmen.»

Umgekehrt kann die Forderung nach einer generellen Taufvollmacht für alle Theologinnen und Theologen mehr dem Anliegen, den eigenen Status in der Seelsorge aufzuwerten, entspringen, als einer verbesserten Taufpastoral dienen. Je nach Einsatz eines Priesters oder einer nichtordinierten Seelsorgsperson werden in einer Pfarrei Eucharistie oder Wortgottesdienste gefeiert. Damit orientiert sich die Form des Gottesdienstes nicht am inneren Zustand der Gemeinde, sondern nach den Möglichkeiten der Seelsorgeverantwortlichen.

Um diesen theologisch und pastoral ungesunden Verhältnissen begegnen zu können, sollten neue Voraussetzungen für die Zulassung zum Priesteramt geschaffen werden, bevor der Sinn für die Sakramente ganz verschwunden ist. Viele Diakone und Laien in der Seelsorge stehen in einem grossen Druck. Seit zwanzig Jahren stehen wir in diesen Fragen am selben Punkt. Viele sind in ihrer Hoffnung auf Veränderungen enttäuscht. Dazu kommt, dass in den Gemeinden das Unverständnis steigt, dass ihr Gemeindeleiter, ihre Gemeindeleiterin nicht der Eucharistiefeier vorstehen kann. Dabei wird häufig der

Zusammenhang zwischen Ordination und Bevollmächtigung zur Feier der Sakramente nicht mehr gesehen. Pfarreiräte und Kirchenräte bitten den Bischof immer mehr für ihren Gemeindeleiter um «Erlaubnis», die Eucharistie feiern zu können. Der Druck auf Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter wird in den nächsten Jahren auch von den Gemeinden immer stärker.

Ich sehe eine zunehmende Tendenz, dass sich die sakramentale Praxis in den Pfarreien verselbständigt. Durch spontane «Lösungen» auf der funktionalen Ebene werden Probleme, die darunterliegen (wie z. B. ungeklärte Fragen im Amtsverständnis, Kirchenverständnis, Sakramentenverständnis, Sakrament als Konsumgut, das jederzeit zu Verfügung stehen muss, usw.), verdeckt. Im gegenwärtigen Klima der Ungeduld wird es immer schwieriger, solche grundlegenden Fragen auch anzusprechen. Es besteht die Gefahr, dass es als Ablenkungsmanöver missverstanden wird. Die Ermüdungserscheinungen und die latente Resignation unter den Seelsorgerinnen und Seelsorgern sind sehr ernst zu nehmen.

Im französischsprechenden Teil des Bistums Basel ist der Umgang mit diesem Problem aus verschiedenen Gründen weniger problematisch. Das Verhältnis von Laien und Priestern in der Seelsorge ist noch ausgewogener. Die Equipes pastorales haben vielfach eine grössere spirituelle Gemeinsamkeit als die Teams im deutschsprechenden Teil.

Ich sehe zurzeit noch keine gangbare Alternative zu unserem Weg. Es braucht viele Gespräche, um Vertrauen aufzubauen, damit die vorhandenen Spannungen ausgehalten werden können. Die Erfahrung zeigt, dass Teams, in denen gegenseitiges Vertrauen aufgebaut werden kann und eine Sorgfalt im gegenseitigen Umgang vorhanden ist, im gegenwärtigen Zustand leben und wirken können.

■ 2.3 Perspektiven für einen erfüllenden Dienst

Im Jahre 1993 hat die Regionaldekanenkonferenz nach eingehenden Beratungen zur Befindlichkeit unserer Seelsorgerinnen und Seelsorger Vorschläge in drei Richtungen an Bischof Otto Wüst gerichtet, die meiner Ansicht nach noch heute aktuell sind.

1. Durch Begegnung sollen Vertrauen und Gemeinschaft untereinander gestiftet werden. Nach meiner Erfahrung kann durch Begegnungen wirklich auch Vertrauen und Ermutigung wachsen.

2. Die Spiritualität soll vertieft werden. Unsere gegenwärtige kirchliche Situation ist immer wieder eine Anfrage an unsern Glauben: Traue ich Jesus Christus wirklich zu, dass er in der Kraft seines Geistes diese konkrete römisch-katholische Kirche begleitet? Diese Glaubensbeziehung muss auch wachsen und leben können. Sie braucht auch einen gemeinsamen Ausdruck, der die Identität der Glaubensgemeinschaft auch weitergibt. In diesem Zusammenhang ist es sehr schmerzlich festzustellen, dass dieser gemeinsame Glaubensausdruck im Gebet unter Seelsorgern zunehmend problematisch wird. Das gemeinsame Stundengebet ist nicht mehr selbstverständlich. Die gemeinsame Eucharistiefeier ist oft in Frage gestellt. Für mich sind das Symptome einer tieferen Schwierigkeit.

3. In der Amtsfrage sollen Zeichen gesetzt werden. Ich habe versucht, in der Praxis der ausserordentlichen Taufvollmacht und Trauassistenz die bewährten Ansätze unter Bischof Otto Wüst konsequent weiterzuführen. Bei der Krankensalbung musste ich in Klarheit darauf hinweisen, dass eine Spendung durch Laien und Diakone nicht gültig ist. Was wir gegenwärtig tun können, bringt in der einen oder andern Frage eine Entlastung, löst aber das Grundproblem nicht. Deshalb wird die Bistumsleitung in Zukunft wahrscheinlich noch verstärkt unsere Schwierigkeiten und Anliegen in die internationale Diskussion einfliessen lassen, damit auch auf gesamtkirchlicher Ebene den Tatsachen endlich ins Auge gesehen wird. Umgekehrt wird die Bistumsleitung bei Hauptamtlichen und Gemeinden vermehrt den Sinn unserer gesamtkirchlichen Verflochtenheit aufdecken und den geistlichen Wert einer nicht erzwungenen, sondern erdauerten und erbeteten Lösung aufzeigen müssen.

Ich setze zu den drei Vorschlägen der Regionaldekane aufgrund meiner Erfahrungen besonders im letzten Jahr noch einen vierten hinzu: Neu *theologisch denken lernen.* Ich stelle eine weitverbreitete Unfähigkeit fest, die zentralen theologischen Inhalte in unsern kirchlichen Alltag einzubringen. Dieser Mangel an theologischem Denken macht sich bis weit in den gottesdienstlichen und sakramentalen Bereich bemerkbar. In Begegnungen mit Dekanaten und in Diskussionen in den Räten der hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger zum Beispiel sind mir verschiedene Defizite in der Eucharistietheologie aufgefallen. Ich bin überzeugt, dass wir an den zentralen Fragen der Christologie, Soteriologie, Pneumatologie, Ekklesiologie, besonders auch der Ämtertheologie, in Zukunft hart arbeiten müssen. Ohne eine grössere Beherrschung des theologischen Handwerkes und die persönliche Aneignung der zentralen theologischen Bezüge werden wir in den Schwierigkeiten unserer pastoralen Situation nicht weiterkommen. Hier sind alle Theologinnen und Theologen in ihrer eigenen Kompetenz gefragt. Diese Herausforderung sollten wir vermehrt wahrnehmen. Sie kommt der Spiritualität zugute. Diese ist auch Voraussetzung der Verkündigung und kommt dem entgegen, was viele suchende Menschen zutiefst von uns erwarten. Der grösste Dienst der Kirche an der Gesellschaft ist die ganzheitliche und immer glaubwürdigere Verkündigung der Erlösung durch Jesus Christus.

Die Fähigkeit zu einer sorgfältigen theologischen Reflexion ist auch für das ökumenische Gespräch von Bedeutung. In einer Zeit, in der konfessionelle Unterschiede im Bewusstsein der Bevölkerung immer mehr verschwinden, darf das theologische Gespräch in der Ökumene nicht durch Nivellierung der eigenen Profile und Traditionen verflachen. Sicher können durch neue gemeinsame Herausforderungen und Fragestellungen der Zeit auch gemeinsame theologische Antworten wachsen.

■ 2.4 Der Bischof und die «Hauptamtlichen»

In der praktischen Arbeit des Bischofs bildet der Kontakt zu den Hauptamtlichen den wichtigsten Schwerpunkt. Die vielfältigen Begegnungen im Rahmen der diözesanen Räte der Hauptamtlichen, der Dekanenkonferenz, der Dekanatsversammlungen während des Pastoralbesuches, der Begegnungen in den Pfarreien, vereinzelter Spitalbesuche, vieler persönlichen Gespräche in Solothurn versuchte ich im Sinne der Anregungen der Regionaldekanenkonferenz zu gestalten. Ich fand auch bestätigt, was zwei unterschiedliche Umfragen unter Seelsorgerinnen und Seelsorger im letzten Jahr ergeben haben: Bei allen Schwierigkeiten bereuen die allermeisten der Hauptamtlichen im Dienste des Bistums Basel ihre Berufswahl nicht. Die überwiegende Mehrheit ist auch bereit, sich weiterhin im Dienste der Kirche zu engagieren. Zu dieser guten Voraussetzung für die Zukunft des kirchlichen Lebens im Bistum müssen wir Sorge tragen. Ich habe es als meine Aufgabe angesehen, die Seelsorgerinnen und Seelsorger vom Glauben an Jesus Christus her zu unterstützen, in einer offenen Begegnungsatmosphäre Probleme auf den Tisch zu legen und gemeinsam nach theologisch verantworteten Lösungen zu suchen.

Hansjörg Vogel

Berichte

«Ohne Unterlass beten!» (1 Thess 5,17) – «Ohne Unterschied beten?»

Die dritte thematische Januartagung des «Reformierten Forums», das «Forum 96», setzte sich mit der Frage: «Ökumene über das Christentum hinaus?» auseinander. In der Begrüssung machte Chefredaktor Ulrich Frei darauf aufmerksam, dass gegenwärtig einerseits der Enthusiasmus der traditionellen Ökumene verflogen ist und einer «liebevollen Enttäuschung» Platz gemacht hat, anderseits die grosse Ökumene als neue Herausforderung wahrgenommen werden muss.

Interkulturelles Lernen

In einem ersten Referat legte Sylvia Benkert, Redaktorin beim «Reformierten Forum», dar, wie der Fundamentalismus keine Besonderheit des Islam ist, dass zwischen dem politischen Fundamentalismus im Islam und Entwicklungen bei uns – etwa der nationalistischen Fremdenfeindlichkeit – sogar gewisse Parallelen sichtbar werden. Sie unterscheidet im Islam zwischen einer geistigen Bewegung, der Rückbesinnung vieler Muslime auf die Fundamente ihrer Religion, und einer politischen Bewegung, die den Islam als Allheilmittel aller gesellschaftlichen Probleme versteht. Auf diese islamistische Bewegung reagieren die verschiedenen islamischen Staaten unterschiedlich. Mit ihren Ausführungen plädierte Sylvia Benkert für eine sorgfältige Wahrnehmung der komplexen Wirklichkeit: So wenig der Islam als Religion ein einheitliches Bild biete, so wenig gebe es eine einheitliche islamistische Bewegung oder *den* islamischen Staat.

Anschliessend erörterte Albert Rieger, Beauftragter für Ökumene und Mission der evangelisch-reformierten Kirche Bern und Jura, Möglichkeiten einer christlich-muslimischen Zusammenarbeit. Einem interreligiösen Gespräch müsse die Wahrnehmung der Schwierigkeiten des Zusammenlebens von Angehörigen verschiedener Kulturen in einer multikulturellen Gesellschaft vorausgehen. Dem interreligiösen Dialog müsse deshalb ein interkulturelles Lernen vorausgehen, und zu seinen Bedingungen gehörten gelingende Erfahrungen des Zusammenlebens, der Konvivenz.

Schritte zur Konvivenz nötig und möglich seien am Arbeitsplatz: um das rituelle Pflichtgebet während der Arbeitszeit durchführen, für die Feiertage Urlaub erhalten zu können, in der Kantine sicher kein Schweinefleisch vorgesetzt zu bekommen usw. Wichtig sei auch die seelsorgerliche Begleitung von Mischehen – in der Schweiz gibt es gegen 8000 christlich-muslimische Mischehen. Die Begleitung von Kranken und Sterbenden erfordert Rücksichtnahme auf religiöse und kulturelle Verhaltensnormen. Angesichts der 200 000 Muslime in der Schweiz – der Islam ist die zweitstärkste Religion in der Schweiz – ist die Regelung der Bestattung der Toten besonders dringlich. Bei diesen praktischen Fragen zeige sich, dass für Muslime Lebensfragen Glaubensfragen sind, so dass ein interreligiöser Dialog gut bei Lebensnöten ansetzen könne. Dieser Dialog lebe indes vom Vertrauensvorschuss, den die Partner gegenseitig erbringen.

Auf der Grundlage eines gewachsenen Vertrauens können beide Partner dann auch Ansprüche aneinander stellen; denn die religiösen Wahrheitsansprüche müssen ausgehalten und dürfen nicht mit relativistischen und pluralistischen Scheinlösungen harmonisiert werden. Die unterschiedlichen Wahrheitsansprüche hindern die Partner indes nicht, gemeinsame Hoffnungen zu formulieren und so die Gemeinsamkeiten beider Religionen zu stärken. Sie hindern die Partner auch nicht, gemeinsam zu Gebet und Gottesdienst zusammenzukommen. Dabei gehe es nicht darum, zusammen zu beten, sondern gegenseitig zu Gast zu sein bei dem, was in Gebet und Meditation aus beiden Glaubensgemeinschaften vorgebracht werde.

Identität entwickeln können

Auf die Frage, was die Muslime von den christlichen Gemeinden erwarten, antwortete Ismail Amin: Als kulturell-religiöse Gemeinde existieren können und anerkannt werden. Denn *der Islam* sei keine Religion im säkularisierten Sinn, sondern ein das ganze Leben bis in alle Bereiche bestimmendes ideales Lebensregulativ. Die Muslime in der Diaspora bemühten sich deshalb um ein kulturell-religiöses Gemeinschaftsleben, und für ihre Kinder sei es entscheidend, neben der europäischen Schulung auch islamische Wertmassstäbe für Ethik und Moral vermittelt zu bekommen, damit sie eine islamische Lebenseinstellung und Identität entwickeln können.

Die Frömmigkeitsübungen im Islam hätten nicht nur einen religiösen Charakter, sondern stärkten auch das Gemeinschaftsgefühl. Und so sei auch die Moschee nicht nur eine Stätte des Gebets und der Predigt, sondern ein Zentrum der Gemeinschaft, wo sich die Muslime treffen und sich gegenseitig unterstützen können. Weil dies viel zur Identitätswahrung und zum psychischen Wohlergehen beitrage, sei für die Muslime in der Diaspora eine Moschee so wichtig. Wie schon Albert Rieger betonte auch der Präsident der islamischen Gesellschaft in Zürich die Bedeutung eines muslimischen Friedhofs, auf dem die Toten im Ritus eines islamischen Begräbnisses bestattet werden und ihre ewige Totenruhe finden können.

Auch aus *buddhistischer* Sicht unterstrich Doan Trang Chappuis die besondere Bedeutung der Identitätsvergewisserung in der Diaspora. Durch die Exil- und Minderheitssituation sei die Identität bei Buddhisten und Buddhistinnen in der Schweiz manchmal nicht wirklich gefestigt, so dass sie zur Festigung ihrer Identität die Hilfe der Menschen christlichen Glaubens bräuchten. Als konkrete Möglichkeiten nannte Doan Trang Chappuis die Erleichterung des in der Schweiz durch Bauvorschriften erschwerten Pagodenbaus und die finanzielle Unterstützung einer zweisprachigen Zeitschrift. In der Fremde drohe den Buddhisten und Buddhistinnen nicht nur der Verlust ihrer religiösen Identität, sondern auch die Entfremdung. Deshalb sei die Pagode wie das Dach der Heimat. Was sie sich vor allem wünscht: «Dass wir unsere Gemeinsamkeiten besser kennenlernen.»

Christliche Antworten

Das Sich-besser-Kennenlernen, der interreligiöse Dialog also, müsse von allen als Arbeitsfeld wahrgenommen werden, die für das Gemeinwohl Verantwortung tragen, erklärte Peter Wittwer, Leiter der Stadtzürcher Beratungsstelle für Ausländerinnen und Ausländer. Denn jede Religionsgemeinschaft befasse sich mit dem Leben und Zusammenleben von Menschen, habe einen sozialen Hintergrund, so dass religiöses Denken und Handeln immer politisch sei. Natürlich sei es eine religiöse Frage, wie ein Muslim mit einem Leichnam umzugehen habe; es werde aber zu einer politischen Frage, wenn der Muslim nach einem eigenen Friedhof verlange. Angesichts der zahlenmässigen Bedeutung der nichtchristlichen Gemeinschaften in unserer Gesellschaft sei der theolo-

gische und der politische Dialog mit ihnen überfällig.

Jüdische, muslimische, buddhistische, hinduistische Gemeinden würden weitgehend von Nicht-Theologen geleitet, die sich in unsere Gesellschaft eingelebt haben und in der Berufswelt als Gesprächspartner geschätzt werden. Sie wären die gegebenen Bezugspersonen in Fragen religiösen Alltagslebens, und der interreligiöse Dialog würde zum politischen Handlungsraum. Überhaupt müsste der interreligiöse Dialog nicht von Gott und der Ewigkeit handeln, sondern von den Menschen und ihrem Alltag, ist Peter Wittwer überzeugt. Wohl dürfe im Dialog auch von theologischen, historischen oder exegetischen Fragen gehandelt werden, seinen Ausgangspunkt indes müsse er bei den Dingen des Alltags nehmen, «soll er nicht zur Alibiübung verkommen». Das zentrale Thema müsste dabei die Gewaltlosigkeit sein – nicht nur wegen den gegenseitigen Vorurteilen, sondern auch im Zusammenhang des Zusammenlebens hier und heute. Da hätte jede Religion von ihrer eigenen Weisheit beizutragen, und der interreligiöse Dialog würde eine politische Angelegenheit.

Muss oder darf er auch zu einer religiösen Angelegenheit etwa in der Form des gemeinsamen Gebets werden? Gegen ein öffentliches gemeinsames Gebet, gegen das öffentliche interreligiöse Gebet brachte der Basler Systematische Theologe Johannes Fischer grundsätzliche Bedenken vor; das private gemeinsame Gebet, das in einem gemeinsamen Lebenszusammenhang steht und von gemeinsamen Erfahrungen ausgeht, hält er für möglich. Ein wirklich gemeinsames öffentliches Gebet hingegen sei eine Angelegenheit zwischen abstrakten Religionen und müsse die Frage beantworten, auf welcher Grundlage es vollzogen werde. Wenn die Antwort laute, alle Religionen seien letztlich auf die selbe Wirklichkeit bezogen und die alle Religionen verbindende letzte Wirklichkeit könne auch gemeinsam angesprochen werden, müsse das Unterscheidende abgespalten, müssten auch das Ambivalenzen der Religionen ausgeklammert werden. Das aber sei ein «westliches Meisterdenken», analog jenem westlichen Denken, das sich im Exklusivitätsanspruch äussere. Im harmonisierenden Fall werde auf einen übergeordneten gemeinsamen Nenner verzichtet, im vereinnahmenden Fall werde ein übergeordneter gemeinsamer Nenner postuliert. In der christlichen Ökumene sei die Identität der Beteiligten gewahrt, weil sich die Gemeinsamkeit auf den biblisch bezeugten Gott ausrichte. Etwas anderes sei es, öffentlich am selben Ort zu beten: Damit würde zum Ausdruck gebracht, dass man sich gegenseitig öffentlich Raum gebe, den anderen Raum gewähre.

Den anderen nicht nur zum Gebet Raum geben, sondern im Alltag einräumen, so leben zu können wie sie sind, muss heute wohl ein vorrangiges Ziel jedes interkulturellen Bemühens sein.

Rolf Weibel

Brücke zwischen Kunst und Religion

Die Schweizerische St. Lukasgesellschaft macht mit der konfessionellen Öffnung ernst: An ihrer Generalversammlung vom 23. Oktober 1995 hat sie zum erstenmal seit ihrem 70jährigen Bestehen einen reformierten Kunsthistoriker zum Präsidenten gewählt. PD Dr. Christoph Eggenberger, der neue Präsident, ist Spezialist für mittelalterliche Kunst und bei der Pro Helvetia verantwortlich für den Bereich «visuelle Künste».

Christoph Eggenberger ist überzeugt, dass die konfessionellen Unterschiede im Umgang mit Kunst in den letzten Jahrzehnten deutlich kleiner geworden sind. Der Graben zwischen Kirche und Kunst sei hingegen immer noch gross. Die Kirchen hätten insbesondere Mühe mit der modernen Kunst, da diese sich durch Abstraktion inhaltlichen Aussagen oft verweigere. Die Künstler wiederum seien den Kirchen gegenüber skeptisch, da diese vorwiegend erbauliche Kunst wünschten oder die Kunst im religiösen Sinne vereinnahmen würden.

Die traditionelle Spannung zwischen Kirche und Kunst beinhaltet nach Eggenberger heute aber auch eine Chance – sofern es gelingt, Kunst und Religion in einen neuen Dialog zu bringen. «Kunstobjekte können heute auch Meditationsobjekte sein, die auf religiöse Dimensionen verweisen», glaubt Christoph Eggenberger. «Und für moderne Künstler kann es heute geradezu eine Herausforderung sein, nicht nur das abstrakte Spiel mit Form und Farbe zu pflegen, sondern sich künstlerisch mit Sinn- und Wertfragen unserer Zeit auseinanderzusetzen.»

Die Schweizerische St. Lukasgesellschaft [1] hat sich zum Ziel gesetzt, mit Ausstellungen, Symposien und Publikationen den Dialog zwischen Kunst und Religion zu fördern. Über religiöse und stilistische Grenzen hinweg möchte sie Künstlern und Kunstinteressierten ein Forum bieten und zur Reflexion und Diskussion anregen. Zurzeit zählt die Gesellschaft rund 400 Mitglieder.

Mitgeteilt

[1] Schweizerische St. Lukasgesellschaft, Postfach 6313, 6006 Luzern 6

Hinweise

Thomas-Akademie

Die Theologische Fakultät der Hochschule Luzern begeht den Gedenktag des Hl. Thomas von Aquin jeweils mit einem öffentlichen Festvortrag. Dieses Jahr spricht Professor Dr. Jürgen Werbick, Ordinarius für Fundamentaltheologie und Direktor des Instituts für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, zum Thema *«Was das Beten der Theologie zu denken gibt oder: Ein Versuch über die Schwierigkeit, ja zu sagen»* am Donnerstag, 25. Januar 1996, um 17.15 Uhr im Hörsaal T.1 des Hochschulgebäudes, Pfistergasse 20, 6003 Luzern.

Die Thomas-Akademie gibt uns die willkommene Gelegenheit, im Anschluss an das Referat von Prof. Dr. J. Werbick unseren neuen Bischof Dr. Kurt Koch zu verabschieden als Professor für Sakramententheologie und Liturgiewissenschaft an der Theologischen Fakultät von 1989–1996, als Rektor der Hochschule Luzern und als Dekan der Theologischen Fakultät vom Oktober bis Dezember 1996. Anschliessend sind Sie herzlich eingeladen zum Apéro im Foyer der Hochschule Luzern.

Hans Halter
Rektor der Hochschule Luzern
Dekan der Theologischen Fakultät

Batschunser Theologische Akademie

Die Studienwoche im Sommersemester 1996: «Der Gott der Juden, Christen und Muslime» findet vom 4. bis 8. März 1996 im Bildungshaus Batschuns (Vorarlberg), statt. Referenten sind Prof. Dr. Ludwig Hagemann, Universität Mannheim, und Prof. Dr. Clemens Thoma, Hochschule Luzern.

Die drei monotheistischen Hochreligionen Judentum, Christentum und Islam beziehen sich auf den gleichen Gott und

seine Offenbarung. Dennoch gehen sie im Verständnis dieses Gottes unterschiedliche Wege, die oftmals als gegensätzlich erfahren und verstanden werden. In der Studienwoche sollen die verschiedenen Zugänge miteinander ins Gespräch gebracht werden.

Informationen und Anmeldung bei: Bildungshaus Batschuns, A-6832 Batschuns (Vorarlberg), Telefon 0043-5522-44290, oder Prof. Walter Kirchschläger, Seestrasse 93, 6047 Kastanienbaum, Telefon 041-340 38 85. *Mitgeteilt*

Amtlicher Teil

Bistümer der deutschsprachigen Schweiz

■ **Neuer Studienbeginn «Liturgie im Fernkurs»**

Mit dem 31. März 1996 geht das vom Liturgischen Institut in der Schweiz zum ersten Mal durchgeführte Bildungsangebot «Liturgie im Fernkurs» zu Ende. Die Teilnahme von über 70 Personen aus beinahe 60 Pfarreien und verschiedenen Ordensgemeinschaften lässt darauf schliessen, dass sowohl das Interesse für persönliche Weiterbildung entsprechend gross ist, ebenso aber in den Pfarreien Bedarf an fachlich ausgebildeten Personen besteht.

Das Liturgische Institut macht – zusätzlich zum Ordinariatsversand – auf diesem Weg die Verantwortlichen in den Pfarreien darauf aufmerksam, dass bei genügender Teilnehmerzahl mit Beginn am 1. April 1996 «Liturgie im Fernkurs» zum zweiten Mal angeboten wird.

Wir bitten die Pfarreileitungen, geeignete Personen zu motivieren, sich mit Hilfe dieses praktischen Bildungsangebots für einen liturgischen Dienst in der Pfarrei vorzubereiten bzw. interessierte Personen auf diese Weiterbildungsmöglichkeit hinzuweisen. Gerne senden wir Interessentinnen und Interessenten unser Informationsmaterial mit Anmeldeunterlagen.

Liturgisches Institut, Hirschengraben 72, 8001 Zürich, Telefon 01-252 16 30

Bistum St. Gallen

■ **Neuer Ministrantenleiterkurs**

Im Gymnasium Marienburg in Rheineck findet am 24. und 25. Februar 1996 ein neuer Ministrantenleiterkurs statt, angeboten von der Deutschschweizerischen Arbeitsgruppe für Ministrantenpastoral. Eingeladen sind angehende Ministrantenleiter und -leiterinnen (der Jahrgänge 1971 bis 1981). Der Kurs will ihnen helfen, ihren Dienst besser zu verstehen, damit sie jüngere Mädchen und Buben in ihre Aufgaben einführen können. Inhalte des Kurses sind demzufolge unter anderem:

– die Bedeutung des Ministrantendienstes,
– Aufbau der Eucharistie und Einführung ins Kirchenjahr,
– Gruppenleitung,
– Erfahrungsaustausch usw.

Geleitet wird der Kurs von Pfarrer Heinz Angehrn, Abtwil, Pastoralassistent Reinhard Paulzen, Goldach, Rosmarie Wiesli, Pastoralassistentin, Herisau, Kurt Schawalder, Katechet, Grub, und Michael Pfiffner, Theologiestudent, St. Margrethen. Die Kurskosten belaufen sich auf 100 Franken. Anmelden kann man sich möglichst rasch beim Sekretariat Diözesane Liturgiekommission, Klosterhof 6a, 9000 St. Gallen. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt.

Verstorbene

Josef Mehr, Chorherr, Beromünster

Wir kennen das Wort Christi im Johannesevangelium (Joh 10,11): «Ich bin der gute Hirt. Ein guter Hirt ist bereit, für seine Schafe zu sterben.» Diese Worte dürfen wir mit Recht auf das Leben und Wirken des Priesters und Chorherrn Josef Mehr anwenden.

Jeder gute Hirt braucht einen entsprechenden Ursprung und eine Sendung. Christus, der eigentliche gute Hirte, ging aus vom Vater. Der Ursprung von Josef Mehr war in Willisau. Dort wurde er am 24. Mai 1902 als drittes Kind dem Ehepaar Anton Mehr und Franziska Bussmann geschenkt. Es folgten noch 12 Geschwister, von denen eines bei der Geburt starb. In einer genügsamen Bauernfamilie wurde Josef mit 8 Schwestern und 5 Brüdern streng erzogen. Jeden Abend wurde in der Familie der Rosenkranz und die Mutter-Gottes-Litanei gebetet. Seine Mutter war eine tief religiöse Frau. Ihr inniger Wunsch war, dass einer ihrer Söhne Priester werde. Viele Jahre legte sie jeden Tag eine Wegstunde zurück, um am Messopfer teilzunehmen. Unterwegs betete sie den Rosenkranz. Durch diesen Einsatz erreichte sie, dass Gott gleich zwei ihrer Söhne zum Priestertum berief.

Der Weg zum Priestertum war für Josef Mehr sehr hart. Nach der Primarschule arbeitete er noch zwei Jahre auf dem Bauernbetrieb. Mit 16 Jahren kam er an die Lateinschule nach Beromünster. Er schreibt: «Die 4 Jahre in Beromünster waren hart, es fehlten mir die Talente und die Vorbildung.» Nach diesen Jahren wechselte er an die Stiftsschule in Einsiedeln mit der Hoffnung und Zuversicht, «hier würden mich fromme Mönche verstehen», wie er in seinem Lebenslauf schreibt. «Aber, o weh, auch hier gab es viele Enttäuschungen, weil ich zu schwach war.» Oft kniete er in der Gnadenkapelle und bat die Gottesmutter um Kraft und Hilfe, um durchhalten zu können. Sie half ihm immer wieder, so dass er nach 4 Jahren die Matura bestand. Wer diesen harten Weg zur Matura bedenkt, ahnt, wie Gott durch viele Hindernisse, oft auch Enttäuschungen, diesen jungen Menschen zum guten Hirten, zum Priester erzogen hat. Im Jahre 1926 trat Josef Mehr ins Priesterseminar Luzern ein. Dazu schreibt er: «Am Priesterberuf hatte ich nie gezweifelt. Im Seminar ging es verhältnismässig gut, ich war aber auch da immer der Schwächste. Man sah aber nicht nur die Leistung, sondern auch den guten Willen. So war die Seminarzeit eine glückliche Zeit.» 1930 durfte er mit dem Weihekurs nach Solothurn. Am 12. Juli 1931 legte ihm und weitern 33 Diakonen Bischof Ambühl die Hände auf und weihte ihn zum Priester und guten Hirten für seine Diözese. Am Sonntag darauf feierte er die Primiz in der Kirche Peter und Paul in Willisau. Nun war er glücklich am ersehnten Ziel angelangt, konnte aber nicht lange ausruhen.

Gleich begann der Einsatz im Reiche Gottes. Acht Tage nach seiner Primiz musste er als Vikar in Buttisholz antreten. Sein unermüdlicher Einsatz als junger Priester war wohl so intensiv, dass er bereits nach einem halben Jahr krank wurde und darum aussetzen musste. Nach einer Kur im Tessin versetzte ihn der Bischof in das nebelfreie Oberkirch im Schwarzbubenland. Kaum hatte er hier hoffnungsvoll begonnen, kam die Nachricht, er müsse als Vikar nach Zofingen. Dazu schreibt er: «Das Zusammenwirken mit Pfarrer Hunkeler war ganz ideal und Diaspora war sehr gut für mich.»

Doch bereits nach einem Jahr wurde er als Kaplan nach Grossdietwil berufen. Mit Leib und Seele hat er sich vor allem für die anvertraute Jugend eingesetzt, so dass sich nach 60 Jahren Frauen und Männer an ihren beliebten Kaplan dankbar zurückerinnern.

Nach 4 Jahren wird Josef Mehr als Pfarrer nach Kaiseraugst gewählt. 12½ Jahre wirkte er hier als der gute Hirte seiner Pfarrei. Er schreibt darüber: «Es war eine Diaspora-Pfarrei. Das Verhältnis zwischen den drei Konfessionen war gut. Verbindungen mit Menschen dieser Pfarrei bestehen bis heute. Es freut mich, nicht vergessen zu sein.»

Nach 12½ Jahren fruchtbaren Wirkens in Kaiseraugst wurde er zum Pfarrer in Meierskappel gewählt. Er meinte, dies wäre wohl die letzte Station seines Lebens. Dementsprechend setzte er alle seine Kräfte ein für die Seinen. Tag und Nacht war er für die Pfarrei da. Ihm verdanken die Gläubigen von Meierskappel die Renovation ihrer wertvollen Barockkirche. Die Sorge um seine Pfarrei nagte an seiner Gesundheit. Nach 22 Jahren meldete er sich für ein Kanonikat im Stift St. Michael in Beromünster. Bischof und Regierung entsprachen seinem Wunsche.

Am 11. November 1973 wurde er in dieser Kirche installiert. Damit begann der letzte Lebensabschnitt des guten Hirten, die Läuterung und Vorbereitung zur Vollendung. Er wusste, dass seine erste Pflicht der Gottesdienst und das Chorgebet in Gemeinschaft mit seinen Mitbrüdern in der Stiftskirche war. Doch so lange er konnte, liess es ihm keine Ruhe, auch in verschiedenen Pfarreien priesterliche Aushilfen zu leisten. Während 12 Jahren betreute er den Gottesdienst und die Krankenseelsorge im Altersheim Beromünster. Immer mehr litt er an einer Kniearthrose. Das Gehen wurde immer beschwerlicher, die Schmerzen stärker, so dass er seit 1987 ans Haus gebunden war. Da zelebrierte er täglich das hl. Messopfer und verrichtete gewissenhaft das Breviergebet.

Eine besondere Freude in den letzten Lebensjahren war für ihn die Feier des goldenen Priester-Jubiläums im Jahre 1981 im Stift und in Willisau. In Willisau kamen alle Priester und Ordensleute aus der Gemeinde zusammen. Die Feier galt der Weckung von Priester- und Ordensberufen. Es waren 50 Priester und Ordensleute beieinander.

In den letzten Jahren fühlte sich Josef Mehr immer einsamer. Seine Schwester Elisabeth, die ihn 60 Jahre auf seinem Weg begleitet hat, sorgte vorbildlich für sein leibliches Wohl. Ihr gebührt für diesen treuen Liebesdienst der herzliche Dank. Über den letzten Lebensabschnitt schreibt der Verstorbene: «Alle Leiden haben mich vollkommener gemacht, auf jeden Fall Christus ähnlicher, da ich mit ihm leiden konnte. Das Leiden verherrlicht das ganze Leben und gibt Gewissheit, mit ihm verherrlicht zu werden. Nur im Leiden kann man Christus ganz angehören, wie Christus dem Vater angehört und wie Vater und Sohn eins sind im Hl. Geist. So weiss ich mich mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit verbunden und mit Maria der Gottesmutter.» Wer in dieser Haltung lebt, betet und leidet, ist bereit zum Heimgang. So hat ihn Christus, der ewige Hohepriester und gute Hirte, am 25. Mai 1994 heimgerufen, an den Platz, den er seinem treuen Diener bereitet hat.

Josef Schärli

Neue Bücher

Jahreslesebuch mit Johannes Paul II.

Johannes Paul II., Aus der Kraft der Hoffnung leben. Mit einem Vorwort von Joseph Kardinal Ratzinger. Herausgegeben von Franz Johna. Jahreslesebuch, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1995, 400 Seiten.

Seit Jahren gibt der Verlag Herder mit grossem Erfolg sogenannte Jahreslesebücher heraus. Sie bieten für jeden Tag eines Kalenderjahres je eine Seite Lesung aus dem Werk eines bekannten theologischen oder geistlichen Autors wie Carlo M. Martini, Heinrich Spämann, Carlo Caretto usw.

Für das Jahr 1996 hat Franz Johna eine entsprechende Anthologie von Johannes Paul II. zusammengestellt. Diese geistlichen Impulse des Papstes sind unter spirituellen Aspekten gewählt (Vertrauen und Hoffnung, Hinwendung zu Gott, der österliche Weg, Orientierung an Christus, Aufblick zu Maria). Enzykliken und Apostolische Schreiben können ermüdend sein. Hier bekommt man kleine und doch substantielle Portionen, die stimulieren und anspornen.

Leo Ettlin

Wissenschaftsethik

Otfried Höffe, Moral als Preis der Moderne. Ein Versuch über Wissenschaft, Technik und Umwelt, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1993, 312 Seiten.

Höffe schreibt im gewohnt kompetenten und beeindruckenden Stil eine Ethik der Wissenschaft, der Technik und der Umwelt oder kurz: eine Wissenschaftsethik. In Ablehnung jener Philosophen, die einen der Moral verpflichteten Diskurs über die Wissenschaften für unmöglich halten, entwirft Höffe eine Wissenschaftsethik, die den ethischen Diskurs in den Wissenschaften als unabdingbar betrachtet. Die Wissenschaften, so die Hypothese des Buches, seien weder unmoralischer noch moralisch neutral geworden. Charakteristisch seien die Veränderungen der wissenschaftlichen Handlungsstrukturen, die sie moraloffener und moralanfälliger machen. Wissenschaftsethik ist somit ein Gebot der Stunde.

Das Buch ist nicht einfach, man wird es jedoch, wie alle Publikationen Höffes, mit Gewinn lesen.

Antonio Hautle

Lustiges aus dem Ministrantenmilieu

Pfarrer Georg Gessner aus der unterfränkischen Stadt Schweinfurt hat sein drittes Witzbuch für Ministranten geschrieben[1]. Im gleichen Verlag sind 1991 «Herr Pastor, kennen Sie den schon?» und 1993 «... mit Humor, Herr Pastor!» erschienen. Die begonnene Linie ist gut weitergeführt worden. Die Witze sind erfrischend. Es sind nicht nur Witze über Ministranten und Ministrantinnen: Kinder und Jugendliche ergreifen selber die Initiative und werden zu Akteuren in der Szene.

Ministrantenarbeit gedeiht nur gut unter der milden Sonne menschlicher Nähe. Da bestitzt auch der Humor seinen wichtigen Platz.

Jakob Bernet

[1] Georg Gessner, Unser Pfarrer ist der Beste. Ministrantenwitze. Mit Illustrationen von Ulrike Hellman, Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer 1995, 92 Seiten.

Ein Geschenk

Phil Bosmans, Vergiss die Freude nicht, Verlag Herder, Freiburg i. Br. [49]1995, 120 Seiten.

Wenn ein Buch in 49. Auflage erscheint, ist jedes Wort der Empfehlung überflüssig. Es bereitet als Geschenk im Krankenzimmer, als Zeichen der Anerkennung und bei so vielen Gelegenheiten immer noch Freude und Aufmunterung – ein Buch, das aufstellt und neu aktiviert, ganz und gar nicht ein sentimentaler Tränenabwischer!

Leo Ettlin

Autoren und Autorinnen dieser Nummer

Dr. Iso Baumer, Professor, Rue Georges-Jordil 6, 1700 Freiburg

Jakob Bernet, Pfarrer, Chileweg 1, 8917 Oberlunkhofen

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Antonio Hautle, Goldammerweg 4, 6210 Sursee

Dr. Max Hofer, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn

Josef Schärli, Stiftspropst, Ratberg, 6215 Beromünster

Dr. Karl Schuler, Gersauerstrasse 16, 6440 Brunnen

Dr. Hansjörg Vogel, Emeritierter Bischof, Postfach 1438, 8640 Rapperswil

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Maihofstrasse 74, 6006 Luzern
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-429 53 27, Telefax 041-429 53 21

Mitredaktoren
Kurt Koch, Dr. theol., Professor
Designierter Bischof von Basel
Lindenfeldsteig 9, 6006 Luzern
Telefon 041-410 47 55
Urban Fink, lic. phil. et Dr. theol. des.
Postfach 7231, 8023 Zürich
Telefon 01-262 55 07
Josef Wick, lic. theol., Pfarrer
Rosenweg, 9410 Heiden
Telefon 071-91 17 53

Redaktioneller Mitarbeiter
Adrian Loretan, lic. theol., Dr. iur. can.
Lindauring 13, 6023 Rothenburg
Telefon 041-280 74 33

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Maihofstrasse 74
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-429 53 86, Telefax 041-429 53 21,
Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 115.– zuzüglich MWST,
Ausland Fr. 115.– zuzüglich MWST und
Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost);
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 76.–
zuzüglich MWST;
Einzelnummer: Fr. 3.– zuzüglich MWST und
Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

Die **röm.-kath. Kirchgemeinde Reinach** sucht für ihre beiden lebendigen Pfarreien einen

Priester

der mit den zwei Gemeindeleitern die Verantwortung für die Seelsorge übernimmt.

Nähere Auskunft erteilt gerne:
Kirchenratspräsident P. Kiefer,
Therwilerstrasse 29, 4153 Reinach
Telefon Geschäft 061-711 94 76
Privat 061-711 62 11

Die drei katholischen Jugendzeitschriften

Arbeitsgemeinschaft
der Katholischen Kinder- und Jugendpresse
(AKJP)
Postfach
6000 Luzern 5

Wir stehen vor der Bildung eines Seelsorge-Verbandes Heiden/Rehetobel (AR), Eggersriet und Grub (SG)

Zur Ergänzung des Seelsorgeteams suchen wir eine/n

Katecheten/-in

oder Ehepaar im Job-Sharing

Aufgaben in der Pfarrei Heiden und Umgebung mit Rehetobel:
- Schwerpunkt Religionsunterricht Oberstufe und Mittelstufe
- Jugendarbeit
- weitere Aufgaben nach Eignung und Neigung

(Wohnsitznahme in Heiden)

Eine/n

Pastoralassistenten/-in

für Eggersriet. Es handelt sich um eine Teilzeitstelle (etwa ⅔-Pensum) mit folgenden Aufgaben (teilweise im Rahmen des Seelsorgeverbandes):
- allgemeine Pfarrei-Seelsorge
- Erwachsenenbildung
- Liturgie (Wortgottesdienst-Gestaltung und Begleitung von Liturgiegruppen)
- Planung und Durchführung von (pfarreilichen und ökumenischen) Anlässen
- Religionsunterricht

(Wohnsitznahme in Eggersriet)

Beide Stellen lassen viel Raum für eigene Ideen. Wir möchten die Stellen koordinieren; so können bei der Festsetzung von Arbeitsumfang und Aufgabenverteilung persönliche Neigungen und Eignung berücksichtigt werden.

Schriftliche Bewerbungen an das Katholische Pfarramt, Josef Wick, Rosenweg 3, 9410 Heiden, Telefon 071-91 17 53. Weitere Auskünfte erteilen auch Paul Gorbach, Präsident des Kirchenverwaltungsrates Eggersriet, Telefon P 071-95 24 35, G 071-35 15 45; oder Adrian Ebneter, Präsident des Kirchenverwaltungsrates Heiden, Telefon P 071-91 27 55, G 071-91 59 30

GRABLICHTE / EWIGLICHTE

AETERNA ÖL-LICHTE

- jetzt neu in den kompostierbaren Facettenhüllen aus **BIOCELLAT**
- aus gehärtetem Pflanzenöl mit garantierter Brenndauer von 3 oder 7 oder 9 Tagen

- **AETERNA** garantiert für Reinheit und zuverlässige Funktion ihrer Produkte gemäss den RAL-Bestimmungen.

Verlangen Sie unverbindlich Unterlagen und Offerten.

Rudolf Müller AG
Kerzenfabrik, Bahnhofstrasse 12, 9450 Altstätten
Telefon 071/75 15 24, Fax 071/75 69 43

Die Alternative!

Ab sofort lieferbar
rote, weisse und bernsteinfarbene

Glasopferlichte

Die Gläubigen füllen selber nach.
Minimale Investition –
Maximaler Umweltschutz.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
KERZENFABRIK SURSEE
6210 Sursee Telefon 041-921 10 38

Kirchgemeinde Zürich-St. Franziskus, Wollishofen

Wir suchen auf den Schulanfang im August 1996 oder nach Vereinbarung früher einen oder eine vollamtliche(n)

Pastoralassistenten/-in

Wir sind eine Pfarrei
- mit etwa 5400 Katholiken
- in einem aufgeschlossenen, offenen Klima
- mit aktiven Gruppen und engagierten Mitarbeitern/-innen

Sie haben Freude
- an der Mitarbeit in Verkündigung und Liturgie
- am Religionsunterricht an der Oberstufe, ökumenisch gestaltet
- an der Firmvorbereitung
- an der Gestaltung des Jugendgottesdienstes
- an offener, nachschulischer Jugendarbeit

Wir erwarten
- Erfahrung im kirchlichen Dienst
- eine teamfähige, flexible Persönlichkeit

Wir freuen uns, mit Ihnen in Verbindung zu treten.

Fragen sowie schriftliche Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen sind zu richten an: Pfarrer Hermann Bruhin, Kilchbergstrasse 5, 8038 Zürich, Telefon 01-482 13 72

Katholische Kirchgemeinde Heilig Chrüz, Oberrieden (ZH)

Für unsere kleine, aber recht lebendige Kirchgemeinde suchen wir zu Beginn des neuen Schuljahres im August 1996 eine/n

Katecheten/-in

Anstellung 50%

Dieses Pensum kann erweitert werden durch Stunden an der Oberstufe im Rahmen des konfessionell-kooperativen Religionsunterrichtes.

Aufgabenbereiche:
- Aufbau der Ministrantenarbeit mit Schüler/-innen der Mittel- und Oberstufe
- ausserschulische Jugendarbeit mit den Schüler/-innen an der 3. Oberstufe
- Mitarbeit in der Firmvorbereitung («Firmung ab 18»)
- Gestaltung von Familiengottesdiensten

Jüngere Interessenten/-innen, die über eine seriöse theologische und katechetische Ausbildung (KIL-Abschluss bevorzugt) und Erfahrungen in der Jugendarbeit verfügen, melden sich bei: Dr. theol. Markus Arnold, alte Landstrasse 46, 8942 Oberrieden, Telefon 01-721 10 81

Pfarrer
(Schweizer, 55)

sucht kleinere bis mittlere Pfarrei.

Anfragen bitte an Chiffre 1726, Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Opferlichte EREMITA

Gut, schön, preiswert

LIENERT KERZEN EINSIEDELN

Coupon für Gratismuster
Name
Adresse
PLZ, Ort

Eine grosse Auswahl an schönen

KOMMUNIONKREUZCHEN

steht Ihnen ab Ende Januar zur Verfügung.

Bronzegusskreuzchen –
moderne Darstellungen

Traditionelle Kreuzchen in
Holz mit Metall-Korpus

Auf Anfrage stellen wir Ihnen gerne eine **Ansichtssendung** zu.
Für eine frühzeitige Bestellung sind wir Ihnen dankbar.

RICKEN BACH
ARS PRO DEO

EINSIEDELN
Klosterplatz
Tel. 055-53 27 31
Filiale Hirzen
intern 5

LUZERN
ARS PRO DEO
bei der Hofkirche
Tel. 041-51 33 18

AZA 6002 LUZERN
0007531 77
Herrn Th. Pfammatter
Buchhandlung
6060 Sarnen
3/18. 1. 96